



Berlin, den 27. Februar 1904.

Moltke II.

Suropatkin hin, Kuropatkin her: laßt den Mann doch erst in die Soden fahren! Vielleicht kann er was. Gegen die Türken gefochten, als Stabschef die Asiatische Abtheilung geleitet, in Turkestan Ordnung gemacht; kennt also die Zuchtenwelt und hat Pulver gerochen. Daß der Kriegsminister die Truppen führt, kommt uns komisch vor, nicht aber den Moskowitzern, die eine ganz andere Organisation haben. Drüben ist der Generalstabschef dem Kriegsminister untergeben und besorgt fast den ganzen Kram der Verwaltung, der bei uns in der Leipzigerstraße erledigt wird. Abwarten also und dann Thee trinken; je nach dem Ausgang chinesischen oder Ceylon. Vorläufig ist noch gar nichts zu sagen. Die russische Mobilmachung war flau. Kein Mensch hatte es anders erwartet. Flauer als flau, weil der versuttnerke kleine Niklas sich nicht entschließen konnte, Ernst zu machen, und zu jedem Schrittchen sanft gezwungen werden mußte. Ordre, contreordre, désordre. Wenn sie ihre Menagerie aber erst zusammen haben, kanns anders werden. Zweihunderttausend Kerls, die bereit sind, mit Anstand ins Gras zu beißen: da geht am Ende auch den Citronengelden die Puste aus. Nur nicht zu früh Viktoria schießen. Ueberhaupt nicht immer schandbar finden, was die Anderen leisten. Wir waren dreiunddreißig Jahre nicht im Feuer. Wer weiß, wie der Hase jetzt liefe? Bleibt mir mit Kuropatkin und dem ganzen mandschurischen Quork vom Hals, bis es da hinten mal ordentlich geknallt hat. Ich war in Berlin. Eine Stimme bei allen Karmesininen: wenn Väterchen nicht nervds wird und Chamade schlägt, werden die Japaner zerquetscht. Man

redet kaum noch davon. Das Heind ist näher als der Rock. Moltke Generalquartiermeister im Großen Generalstab! Das ist die letzte Stufe zum Chef. Gefürchtet hatte man schon im Herbst, aber gebetet, der Reich möge vorübergehen. Sieht nicht danach aus. S. M. will einen Moltke. Kuno, genannt Lütü, ist zwar ein großer Stratege, doch mehr in höfischen Internis. Bleibt Hellmuth. Die neun Zacken bekäme er natürlich frei ins Haus und wir hätten dann wieder einen Generalstabschef Grafen Hellmuth von Moltke. Nur davon wird noch geredet. Wenn in der Beletage der Armee abgestimmt würde, kriegte, bei geheimer Wahl, der Mann nicht einen Zettel. So beliebt und charmant er ist. Kreuzbrav, alter Stil und bescheiden. Die ihn lieben, sagten auch, er traue sich selbst nicht zu und werde schließlich ablehnen. Muß ich erleben, ums zu glauben. S. M. wird ihn beim Portecpee packen und vor die Frage stellen: Chef oder Pension. Da bleibt das Nein hübsch in der Kehle. Warum nahm er denn sonst auch den Quartiermeister an?"

„Pardon, Herr Generalmajor . . . Ist die Ehre denn so wichtig? Wenn wir wirklich noch mal losgeschlagen, übernimmt S. M. ja doch die Führung der Armee. Das weiß jedes Kind. Ob der Generalstabschef dann Müller oder Schulze heißt, ist Zacke wie Hofe. Schlieffen ist auch nicht Nummer Eins. Seit er am Königsplatz sitzt, scheint der Posten abgekauft. Nichts zu hören und nichts zu sehen. Thränen wird ihm das Offiziercorps nicht nachweinen, wenn er im Sommer geht. In Sachen Landesvertheidigungskommission, Augenrayons etcetera pp. hat er nicht Stange gehalten. Auch ist er über die Siebenzig. Warum nicht Moltke? Er ist jung, hat das Ohr des Monarchen und wird sich Mühe geben, seinem Namen Ehre zu machen. Neuer Befehl. Und Tradition ist immer was werth. Daß die Berliner keinen Appetit drauf haben, beweist noch lange nichts gegen die Wahl. Diesen allerfeinsten Hunden soll täglich eine Extrawurst gebraten werden.“

„Stimmt meinerwegen. Aber, Herrschaften, in welcher Welt lebt Ihr eigentlich? Ich klebe auch nicht am berliner Asphalt. Wo ich aber hingehört habe: überall hat die Nachricht wie eine Bombe eingeschlagen. Und hier wird gezweifelt, ob die Sache wichtig ist! Geradezu höllisch ernst, meine Herren. Was man so Lebensfrage nennt. Schlieffen gebe ich billig. Immerhin ist er secundum ordinem aufgerückt. Kind des Großen Generalstabes. Unter dem Marschall Chef der dritten Abtheilung. Schon 70 so weit, daß er was lernen konnte. Als Alfred Waldersee sacht an die Wasserlante befördert wurde, wäre wohl ein besserer Erbe zu finden gewesen. Schlieffen hieß auch Alfred und hielt sich stiller. Mäuschenstill. Konduite tabellos. Doch ich läme in

Verlegenheit, wenn ich ihm den Nekrolog schreiben sollte. Die Uniformgeschichten gehören ja nicht auf sein Konto. Na, er ruhe in Frieden. Denn daß er geht, ist sicher; nicht im April, wie verabredet, aber bestimmt nicht lange danach. Rund heraus — mein Herz war unter Kameraden nie 'ne Mördergrube —: wir hatten uns auf diesen Abschied gefreut. Alle. Hofften Alle auf Goltz. Der könnte das Lied blasen. Wäre auch der Mann, sich endgiltig mit der verkürzten Dienstzeit einzurichten, an der jetzt noch Alles laborirt. Schon '77 sprach er für die zwei Jahre. Und hat den Magen, jede Suppe auszueffen, die er sich eingebracht hat. Goltz Chef und Einem Minister: Das wäre ein Staat geworden. Auch andere Namen konnte man schließlich nennen; einen besseren findest Du nicht. Und nun Moltke! Jünger ist er als Colmar Goltz. Das mit der Jugend ist aber auch nur 'ne Puschel. Frig war Sechshundsechzig, als er für die bayerische Erbsolge vom Leder zog, und Blücher anno 13 noch älter. Der König, Moltke, Moos, Blumenthal haben ihre Sache doch leidlich gemacht. Und was bringt der neue Mann außer seiner Jugend ins Amt mit? Den mit Recht so geschätzten guten Willen, noblen Charakter und konzilianteres Wesen; vielleicht zu konzilianteres. Daß er Haare auf den Zähnen hat, habe ich nie gehört. In der Front aufgewachsen. Das Bißchen Adjutantur beim Marschall macht den Kohl nicht fett. Und soll nun auf den Posten, von dem Alles abhängt! Abhängen sollte. Müßte. Bis in die aschgraue Ewigkeit hinein. Anders gehts gar nicht. Ob S. M. wirklich daran denkt, die Truppen selbst ins Feld zu führen, zugleich Strategie und Oberfeldherr zu sein, weiß ich nicht. Ein halb Abgesägter ist in die Allerhöchsten Intentionen nicht eingeweiht. Bedenklich wäre es. Ein Genie sogar brauchd Kriegserfahrung; und was im Manövergelände vertuscht werden kann, könnte im Ernstfall böse ausgehen. Doch darüber zerbreche ich mir heute nicht den Kopf. Wir haben Frieden und scheinen ihn um jeden Preis behalten zu wollen; obwohl jetzt die Gelegenheit wäre, sich einen ordentlichen Fegen aus unserem Planeten herauszuschneiden und den Degenerirten mal wieder zu beweisen, was sie an der verlästerten Armee haben. Einerlei. Ich rechne mit dem Frieden. Ist da etwa am Königsplatz nichts zu thun? Wollen wir warten, bis wir überholt sind? Danke ergehenst; ich passe. Der beste Mann ist für dieses Amt gerade gut genug. Fassade zeigen kann Jeder. Caprioli hat ja auch Kanzler gespielt; nur wars danach. Und im Heer sind gewisse Fehler nicht zu repariren. Seit wir den langen Degen tragen, haben wir uns über die Generalstrebsamkeit lustig gemacht. Ganz schön; aber der Segen muß doch von da kommen. Wer da vornan sitzt, muß Gedanken haben, alle Armeen aus dem FF kenne und für

den richtigen Geist sorgen. Bloße Routine thut's nicht: siehe Schlieffen. Ohne Routine geht's noch weniger: Das wird uns Moltke der Zweite lehren."

„Wenn er kommt. Die Ernennung ist ja noch nicht 'raus.“

„Er kommt. Wenn nicht vorher Alarm geblasen wird. Die Leute, die am Nächsten dran sind, zweifeln nicht mehr. Hatten auf ihn gehofft. Der thut's nicht, hieß es. Der hat den Muth, offen zu sagen: Ich kann's nicht. Auf die Gefahr, in Pension zu gehen und eines Tages vielleicht die alte Scholle zu beerben, die jetzt mit der Puderperrücke und Portiergalons den Schloßkrüppeln besetzt. Prosit Mahlzeit! Nur die Freunde glauben es heute noch. Alle Anderen sehen sich schon nach Trauersärdren um. Mir geht's nicht in den Schädel, wie Jemand sich entschließen kann, diese Riesenverantwortung auf sich zu nehmen, wenn er seiner Fähigkeit nicht bombensicher ist. Passe aber längst nicht mehr in die Welt. Die Kommandirenden halten den Schnabel. Niemand rührt sich. Statt S. M. die einfache Wahrheit zu sagen: daß schon der bloße Gedanke die Armeec nervös gemacht hat. Hülsen schweigt auch. Für die Zeitungen schreiben über solche Dinge fast nur Offiziere a. D., denen neuerlich erst die Zügel fester gezogen wurden. Die werden sich hüten, ins Fettnäpfchen zu treten. Wer soll aber den Aufklärungsdienst leisten? Das verehrliche Parlament könnte es thun. Vierter Artikel der Reichsverfassung, Nummer 14, wenn ich nicht irre; Reich und Gesetzgebung haben das Militärwesen zu beaufsichtigen. Mit dem Gerede über die unumschränkte Kommandogewalt läme man da nicht aus. Und wer an der Stelle steht, wo alle Fäden zusammenlaufen und Alles zu organisiren ist, welche Qualitäten der Mann aufweisen kann, der uns die Generalstabsoffiziere der Zukunft erziehen soll: Das ist doch, scheint mir, noch einen guten Happen wichtiger als der öde Tratsch über Mißhandlungen, Duelle, Luxuslieutenants und Kummerfalten. Unsere samose Friedensliebe in Ehren: die ultima ratio regum kann uns aber eines schönen Tages aufgezwungen werden. Und dann könnte das Stück mit dem Lustspieltitel ‚Der Neffe als Onkel‘ als Tragoedie enden. Dazu geben wir das viele Geld wahrhaftig nicht aus. Mir kann's Salami sein; bis es so weit ist, siße ich ohne Ordonnanz am Neroberg oder in Loschwiy. Wünsche mich aber nicht in die Haut der Kameraden, die ein geschlagenes Heer in die Fabrikstädte zurückführen müßten. . . Unsinn. Der reine Beyerlein schon, nicht wahr? Wegen Raisonnirens schleunig zu verabschieden. Eine Runde nur noch. Und nur noch über ernsthafte Dinge geredet; über Kurpatkin und den Sechseidenkompf unserer japanischen Brüder.“

Psychologie der Kaserne.

Ein Feldwebel spricht zu den Rekruten: „Merkt, merkt Euch den Unterschied zwischen Civil und Militär. Im Civil ist Alles erlaubt, was nicht verboten ist, und beim Militär Alles verboten, was nicht erlaubt ist.“ Diese Kasernenhofblüthe fand ich in einem Witzblatt. Der Feldwebel sagte nicht die ganze Wahrheit. Die wäre gewesen: Beim Militär ist Alles geboten, was nicht verboten ist. So sprach wenigstens das Gefühl, das sich mir beklemmend auf die Seele legte, als ich den ersten Tag meines Dienstjahres hinter mir hatte und ganz erschöpft in der Kantine kauerte. Hier Gebot, dort Verbot. Das ganze riesengroße Mittelgebiet, auf dem wir leben, Personen, Menschen sind, das Gebiet der Wahl, der Willkür, der Freiheit ist abgesperrt. Später freilich merkte ich, daß ich nur das Stoppelfeld der Theorie vor mir gesehen hatte und daß nirgends der Weg von der Theorie zur Praxis so weit ist wie im Heer. Für den Bereich der Theorie gilt aber die strenge Scheidung. Nur einen kurzen Bruchtheil seines Lebens braucht der Bürger heute dem Dienst zu opfern; deshalb soll er ihm ganz und gar, mit jeder Faser seiner Persönlichkeit gehören. Ein Jahr, zwei, drei Jahre ist Dienst, nur Dienst. Nicht nur Marschiren, Reiten, Schießen: auch Essen, Schlafen, Ausgehen, Baden ist Dienst. Der Befriedigung dieser Bedürfnisse ist ja nur das Minimum an Zeit und Kapital gewidmet, das erforderlich ist, um den Soldaten bei voller Dienstauglichkeit zu erhalten. Wer also von der Vergünstigung, schlafen, essen, baden zu dürfen, nicht genügenden Gebrauch macht, schädigt seine Dienstauglichkeit. Deshalb muß der Soldat zum Mittagsmahl antreten, muß um Neun oder Zehn im Bett liegen; wer sich weigert, wird bestraft. Nur Pflichten giebt es hier, keine Rechte; denn Rechte, zu deren Wahrnehmung man gezwungen wird, empfindet man nicht mehr als Rechte. Die Theorie, die alle soziale Würde des Menschen aufheben müßte, kann nie völlig durchgeführt werden und so muß immer wieder irgend ein Kompromiß den Sachverhalt verschleiern. Das führt manchmal zu komischen Zuständen. So wurde bei unserem — süddeutschen — Truppentheil der mit den Pferden beschäftigten Mannschaft aus der Kantine stets ein Korb mit Wurst, Brot und Bier in den Stall geschickt. Da nun ein zweites Frühstück nicht zur Menage gehört, auch Niemand gezwungen werden konnte, für sein Geld Etwas zu kaufen, so hätte eine Pause in der Arbeit für die Leute, die essen wollten, das militärische Grundgebot verletzt, das keine Willkür kennt. Niemand durfte daher das Striegeln, das Austragen der Hufe unterbrechen; die rechte Hand mußte weiterarbeiten, während die linke die Speisen aus dem Vausch der Schürze in den Mund führte. Das war frei-

lich nicht nur unappetitlich, sondern kostete auch mehr Zeit als eine kurze Frühstückspause, — aber der Schein war gerettet.

Diese Frühstücksmöglichkeit hatten wir unseren Pferden zu verdanken; schon die Vorstellung, Infanteristen könnten auf dem Kasernenhof oder am Schießstand frühstücken, müßte Sachkundige heiter stimmen. Im Leben des Infanteristen giebt es kein Analogon zu dem täglich mehrstündigen Dienst in dem halbdunklen Stall, wo die großen Leiber der Pferde Manches verdecken. Das weist schon auf den Hauptunterschied zurück. Der Gegenstand infanteristischer Thätigkeit ist ein Mechanismus: das Gewehr; der kavalleristische ein Organismus: das Pferd. Daher sind hier fast alle Arbeiten komplizirt, von Fall zu Fall veränderlich und schwer kontrollirbar, dort bis ins Kleinste geregelt und immer gleichartig; hier ist viel, dort fast nichts zu verheimlichen. Diesen Gegensatz finden wir, aus den selben Gründen und mit sehr weiten Konsequenzen, übrigens in dem Unterschied landwirthschaftlicher und industrieller Betriebschnik wieder. Hat der Gewehrlauf Rostfleck, so ist der Mann verantwortlich; hat mein Pferd Läuse, so ist es eine berechnete Eigenthümlichkeit des guten Thieres. Ohne Verantwortlichkeit, als eine unvernünftige Macht, die dennoch so oft störend in die Geschäfte eingreift, daß auch keinem Andern billiger Weise die ganze Verantwortung aufgebürdet werden kann: so steht das Pferd zwischen Vorgesetzten und Untergebenen; ungefähr wie mancher Monarch zwischen Volksvertretung und Ministerium. Darunter leidet natürlich die Disziplin, die bei einer reitenden Truppe nicht annähernd so streng sein kann wie bei einer Fußtruppe. Bei der Infanterie heißt: „Aret!“, bei der Kavallerie „Re—eh—rt!“; denn die Bewegung ist viel umständlicher. Dort der Einzelne nur winziges, gleichjiltiges Glied, Jeder gleich lang, gleich breit, gleich dick; hier immerhin etwas Individualität, Persönlichkeit, dank der Persönlichkeit des Pferdes. Ueberhaupt kommt durch das Thier, so paradox es klingt, etwas Menschliches in die Sache. Der Kavallerist hat in seinem Gaul ein Wesen, das er liebt, achtet, verehrt; der Infanterist hat die Vorgesetzten. Ich werde nie eine Szene vergessen, die sich während der ersten Rekrutenzeit im Stall abspielte. Nachdem wir den ganzen Tag mit Freiübungen, Strammstehen und ähnlichem Vergnügen abgerackert worden und an jede Arbeit nur beklommen, mit innerem Widerstreben und scheuem Haß herangetreten waren, sollten wir abends die Pferde füttern. Wie da Alle nach den Beuteln griffen und sich um den Futterkasten drängten! Sie balgten sich förmlich um die Reihenfolge und eilten hastig in die Ställe zurück; sie fühlten sich wieder, denn sie hatten nun Etwas, wofür sie sorgen konnten. Reigung und Pflicht waren zum ersten Mal wieder in Einklang.

Das System höchster Zweckmäßigkeit, in das man sich plötzlich eingereicht sieht, hat in guten Stunden, wenn man nicht aufgelegt ist, bis ans

Endziel dieses Systems weiterzudenken, etwas ästhetisch Befriedigendes. Wenn ich einsam und frierend in bitterkalter Schneenacht am Pulvermagazin Posten stand, hatte ich die tröstende Gewißheit: genau zum Glockenschlag, nicht früher und nicht später, würde die Ablösung kommen. Der Befreite voran, drei Schritte hinter ihm, nicht mehr und nicht weniger, der neue Posten. Der Befreite würde brüllen: „Ablösung vor!“ Ich würde brüllen: „Auf Posten nichts Neues!“ Und der Andere würde brüllen: „Posten richtig übernommen!“ Das mußte ich so sicher vorher wie der Astronom die Sonnenfinsterniß.

Wenn ich von meinem Fenster aus die riesigen Thürme meiner Kaserne ragen sah, beschlich mich oft das Gefühl: hier ist die Quelle aller Macht. Warum bezahlt mich dieser Lump, der mein Schuldner ist? Meine Mahnung kann er verlachen, den Spruch des Richters mißachten, den Gerichtsvollzieher die Treppe hinunterwerfen, gegen die Polizei sich verrammeln. Dann aber kommt das Militär und es ist aus. Deshalb bezahlt er lieber gleich. Und weshalb gehorche ich diesem Kerl von Unteroffizier? Weshalb gehorche ich blitzschnell und immer wieder wie ein sorgsam dressirter Affe, wenn er schnarrt: „Knie — beugt! Bein — schwing!“, obwohl mir alle Glieder vor Ermüdung zittern? Ich bin stärker als er. Aber ich bin nur ich und er ist die Armee. Daß hier die Rechtsnorm und die Macht, auf der schließlich ihre Autorität beruht, nicht, wie sonst, durch viele Zwischenstufen getrennt sind, sondern sinnfällig unmittelbar zusammenliegen: Das giebt der militärischen Autorität ihre von jeder anderen spezifisch verschiedene, überwältigende Eindringlichkeit. Und doch: wer ist diese Autorität? Sind ihre Träger nicht Menschen wie ich? Gehorchen nicht auch sie fast sämmtlich nur widerwillig? Und giebt es in der ganzen Welt einen Soldaten, der nicht tagaus, tagrin, „Parole“ — die Tage bis zur Entlassung — zählt?*) Wenn all diese Leute sich einmal verabredeten, eines schönen Morgens durchs Kasernenthor hinaus zu spaziren, in die Heimath, statt in den Hof: wer könnte sie hindern, wer ihrem Glück im Wege stehen? Niemand natürlich, denn außer ihnen ist ja Niemand da. Aber sie können sich eben nicht verabreden. Nicht die Massen entscheiden in der Welt, sondern ein Geistiges, die Organisation; und die beherrscht ihre eigenen Träger. Alle gegen Jeden: so heißt die Lösung der organisirten Macht, Alle für Jeden die des organisirten Rechtes. Wird diese suggestive Gewalt der Organisation aber auch die Probe bestehen, auf die heute Alles zugespitzt scheint? Werden die Helme auf die Hüte schießen? Das kann Niemand sagen. Freilich: wenn drüben geschossen würde, bliebe

*) „Unteroffizier N. zählt Parole“ heißt: er dient im letzten Jahr. Die deutschen Soldaten zählen meist nur das letzte Jahr, die französischen von Anfang an.

die Antwort nicht aus. Das löst ja das Räthsel des Krieges, der höfliche Herren in würgende Teufel verwandelt. Ich töte Dich nicht, weil ich Dich töten will, sondern, weil Du mich töten willst.

Alle gegen Jeden. Von dieser Machtsformel militärischer Ordnung hört der Soldat nichts; um so mehr, von der ersten Ansprache bis zur letzten Instruktionssunde, von der anderen: Jeder für Alle, Alle für Jeden. Zwar denkt Niemand daran Alle zu belohnen, wenn Einer sich ausgezeichnet hat; wohl aber haben viele Vorgesetzte die Gewohnheit, Alle zu bestrafen, wenn Einer gefehlt hat. Ueberschreitet Einer den Urlaub, so wird er Allen entzogen; kann Einer die Griffe nicht, so müssen Alle weiter üben. Man will dadurch erreichen, daß Alle an dem Verhalten jedes Einzelnen interessiert sind und ihren kameradschaftlichen Einfluß benutzen, um ihn zu besserer Leistung zu erziehen. Diese Psychologie ist sehr falsch. Keinem Soldaten liegt daran, daß nach der Vorschrift gehandelt wird, jedem ist's beinahe Ehrensache, den Vorgesetzten zu täuschen, und das Solidaritätsgefühl regt sich nur, wenn sich Einer ertappen läßt. Der Arme, der durch seine Mißthat Allen den Urlaub „verschertzt“ hat (mit diesem neckischen Wort pflegt der Compagniechef sein Prinzip, die Schuldlosen büßen zu lassen, zu bezeichnen), wird „gewickelt“. Sechs oder Acht aus der Schaar der Geschädigten schleichen nachts in das Zimmer des Sünders; von rechts und von links ziehen zwei Mann ihm plötzlich die Decke über den Kopf, so daß er weder sehen noch schreien kann und dem Ersticken nah ist; andere Leute halten ihn fest und wieder andere bearbeiten seinen nackten Körper unbarmherzig mit den Stöcken, die zum Reinigen der Gewehre oder der Kleider dienen. Wenn ihre Rachsucht gefühlt ist und das Opfer aus zwanzig tiefen Striemen blutet, verschwinden sie eben so lautlos, wie sie gekommen sind; Niemand hat von dem ganzen Vorgang Etwas gesehen oder gehört, und wer zufällig wach war, darf nichts sagen, da es ihm sonst wohl noch schlimmer ginge. Die Widler werden selten entbedt; und der eigentlich schuldige Compagniechef, der die Leute zur Mißhandlung aufstachelte, braucht keine Strafe zu fürchten. Die Compagniechefs tragen, nebenbei sei's bemerkt, die volle Verantwortung für alle Mißhandlungen, die in ihrem Truppentheile vorkommen. Sie brauchten nur die Leute von Zeit zu Zeit in Abwesenheit der Unteroffiziere energisch auszufragen und die Mißthäter streng zu bestrafen: dann würden alle Uebergriffe schnell verschwinden. So that unser Rittmeister, mit dem Erfolg, daß bei uns Mißhandlungen undenkbar und selbst Schimpfwörter selten waren.

Die Kollektivverantwortlichkeit, ein sicheres Kennzeichen barbarischer Rechtszustände, ist nur ein Symptom des Systems, das die Schuld noch nicht zur wesentlichen Voraussetzung der Bestrafung, wenigstens der disziplinarischen, gemacht hat. Der Soldat, der einen Seiner Majestät vorge-

fährten Parademarsch „umwirft“, wird streng bestraft, auch wenn er ganz schuldlos dazu gekommen ist. Eine strenge Disziplin kann sich ja nicht erst mit subtilen Untersuchungen der Schuldfrage, die eine ausgiebige Vertheidigung voraussetzt, abgeben; sie muß sich an das Sinnfällige, Keußerliche halten. So zeigt sich auch hier, daß rohe Sitte sich recht gut mit einer Form höchster technischer Civilisation verträgt.

Die strenge Haltung, die der Soldat anzunehmen hat, wenn ein Vorgesetzter mit ihm spricht, ist ein raffiniert ausgedachtes Mittel, um den Mann keinen Augenblick vergessen zu lassen, daß er in solchen Momenten willentlos ist. Sie ist in jeder Beziehung das Gegentheil der Haltung, die man freiwillig annehmen würde, und es wirkt wie Ironie, wenn man im Exerzirreglement die Vorschrift „zwangloser“ Haltung liest. Jeder Stellung eines Gliedes wird durch eine andere entgegengewirkt; die Schultern zurückgenommen, aber die Ellbogen herausgeführt; den Hals gerodet, aber das Kinn eingezogen; die Brust heraus, aber den Leib herein. Besonders schlau ist, daß man den schweren Fallsack mit drei Fingern ein paar Zoll über dem Erdboden halten muß, so daß man immer in Versuchung kommt, ihn strafbarer Weise ganz auf den Boden zu setzen. Dazu denke man sich die absichtlich nonchalante Haltung des etwa einen Bericht entgegennehmenden Vorgesetzten. Welche Mühe kostet es, bis ein Bauernschädel begreift, daß direkte Vorgesetzte durch Frontmachen, andere durch Handaufheben zu grüßen sind, und bis er dann auch für die komplizirtesten Fälle mit einer unfehlbaren Regel ausgestattet ist! So heißt es in einem halboffiziellen Leitfaden: „Das Frontmachen hat vor unmittelbaren Vorgesetzten auch dann stattzufinden, wenn Diese in Gesellschaft eines höheren Offiziers sich befinden, vor denen der Soldat nicht Front zu machen hätte. Zum Beispiel: der Soldat begegnet dem Herrn Hauptmann oder einem Herrn Lieutenant seiner Compagnie, der sich in Gesellschaft eines Stabsoffiziers eines anderen Regimentes befindet. Er macht Front, sieht dabei aber den Stabsoffizier an“. Wäre das Gebiet nicht so unfruchtbar, dann könnte man sich darüber freuen, daß hier Mancher zum ersten und einzigen Mal in seinem Leben seine begriffliche Distinktionen vornehmen lernt.

Zum Wesen militärischer Vorschriften gehört aber auch ihre Unausführbarkeit. Es giebt kaum eine einzige Bewegung, Haltung, Ehrenbeugung, Formation, die buchstäblich in der bis ins kleinste Detail in Druckvorschriften angegebenen Weise ausgeführt werden könnte. Daher schiebt sich denn zwischen die Eiswästen des Gebotes und des Verbotes eine grüne Matte des Geduldeten, auf der, ein tragikomisches Gewächs, die militärische Freiheit wächst. Je nach der Witterung wird diese Matte breiter oder enger. Der Untergebene aber — dafür sorgt das System — kommt nie zur Ruhe und hat

immer ein böses Gewissen. Will ihn ein Vorgesetzter hineinlegen, so kann er's stets, denn Jeder hat, da die Vorschriften Unmögliches verlangen, immer irgend Etwas auf dem Kerbholz. Darauf, daß solche Uebertretung bisher geduldet worden sei, darf sich natürlich Keiner berufen: die einzige Folge wäre, daß der Vorgesetzte einen Knüttel bekommt und sich mit den geschädigten Kameraden des Denunzianten zur Rache vereint. Hier öffnet sich nun für die unteren Chargen eine reiche Quelle der Ausbeutung, zumal der Einjährigen. Angewiesen ist Jeder auf die Duldung der Uebertretung, aber einen Anspruch darauf hat er nicht und ist deshalb genöthigt, seine Unteroffiziere in eine Stimmung zu versetzen, die sie von einer Anzeige abhält. Mit welchen Mitteln man auf die Stimmung zu wirken versucht, ist leicht zu errathen. Ein sehr wichtiges Kapitel, das hierher gehört, ist das der Kleidung. Wenn man nach einiger Zeit die Ausgehmontur eines Einjährigen mustert, wird man schwerlich noch ein Stück finden, das der Vorschrift genügt. Die Kragen zu hoch, die Achsellappen zu schmal, das Auszeichnungstuch zu hell, die Sporen zu elegant, der Säbel zu leicht, die Koppel zu fein. Anfangs wagt der Einjährige nicht, sich in diesem Aufzuge auf der Straße sehen zu lassen; am Schluß des Jahres kommt er unbeanstandet in ihm zum Appell.

Ein friedliches Eiland in einem empörten Ozean scheint Manchem das Lazareth mit seinem Hafen, dem Revier. Wie die Erinnyen von ihrem Opfer lassen mußten, wenn es die geweihte Stelle betrat, so hört alle Qual auf, wenn der Soldat sich krank gemeldet hat. Das bleibt denn auch immer das letzte Rettungsmittel. Wie erlöst schien ich mir, als ich gleich in den ersten Wochen, ohne die Kaserne vorher verlassen zu haben, auf kurze Zeit ins Lazareth hinüber wanderte. Statt des Schmutzes und der Häßlichkeit, aus dem es in der Kaserne kein Entommen giebt, saubere, freundliche, lichte Säle, statt der Strohsäcke gute Betten. Endlich konnte ich doch wieder zur Besinnung kommen, lesen, schreiben, denken und ausschlafen, — besonders ausschlafen. Statt wüthender Kommandorufe ein freundliches: „Wie geht's Ihnen?“ Statt des Hohnes Theilnahme und eine fast so sorgsame Behandlung, als wäre ich kein Soldat, sondern ein Pferd. Vor allen Dingen aber: keine Disziplin. Auf dem Papier ist's freilich das Selbe. Eine ärztliche Hierarchie, die Stufe für Stufe der militärischen entspricht, und unbedingter Gehorsam hier wie dort. Nun aber sehe man, was daraus in der Wirklichkeit wird. Zunächst die Kranken selbst: Unteroffiziere, Einjährige und andere Gemeine liegen zusammen; die militärischen Unterschiede sind gänzlich verwischt. Der Ankömmling, der sich in der neuen Umgebung nicht zurechtfindet, ist im Nachtheil gegen die älteren Kranken, einerlei, welcher Charge, ist auf ihre Unterstützung durch Rath und That angewiesen und läßt sich von ihnen über seine

Krankheit sachmännisch belehren. Dazu kommt, daß Alle einen gemeinsamen Gegner haben: das Lazarethpersonal, das Allen übergeordnet ist. Und im selben Sinn wirkt die Gemeinsamkeit des ganzen Lebens, des Schlafens, Essens und namentlich des Simulirens. Jedes Militär-lazareth wimmelt von Simulanten, die hineingehen, um sich einmal auszuschlafen, einen Arrest zu unterbrechen oder eine größere Uebung zu verpassen. Im Dienst beruht die ganze Strenge der Disziplin darauf, daß Jeder nicht nur Vorgesetzter, sondern auch Untergebener ist und daß jede Schicht den Druck ihrer Verantwortlichkeit auf die unteren überträgt. Hier aber schwindet plötzlich der Druck, der auf dem Unteroffizier liegt — denn er ist ja nicht für Das verantwortlich, was die Gemeinen in seinem Zimmer thun —, und sofort hört er auf, den Vorgesetzten herauszukehren, und ist froh, einmal Mensch unter Menschen zu sein. Nach ein paar Tagen schon spielen Unteroffiziere und Gemeine in munterer Kameradschaftlichkeit Karten oder balgen sich; und wer plötzlich zu 'dörstien anfängt, wato wie ein 'Wigodko 'okiacht. 'Kuaq mit 'den neuen Vorgesetzten ist es nicht weit her. Zunächst muß man bedenken, daß das ganze Detail des Dienstes, Alles, was die tägliche unmittelbare Berührung ausmacht, also besonders das Vertheilen der Kost und der Medikamente, in der Hand der Sanitätsmannschaften, also gemeiner Soldaten liegt. Natürlich denken sie nicht daran, ihre Kameraden (wozu sie auf dem Papier freilich das Recht und sogar die Pflicht haben) oder gar die kranken Unteroffiziere als Untergebene zu behandeln. Vielmehr stehen sie von vorn herein in einem feindlichen Verhältnis zu ihnen, das sie zu erhalten suchen; denn die Kranken nehmen ihnen aus Langeweile einen großen Theil der Hausarbeit ab und zahlen für eingeschmuggelte Eßwaaren ansehnliche Trinkgelder. Die nächsten Vorgesetzten, die Oberwärter, haben Unteroffiziersrang, können also die kranken Korporale nicht schahriegeln und, da gleichmäßige Behandlung aller Leute vorgeschrieben ist, auch den Gemeinen das Lazarethleben nicht sauer machen. Die Militärärzte selbst haben selten Lust, den Vorgesetzten zu spielen. Sie stehen, schon wegen ihrer bürgerlichen Praxis, nur mit einem Fuß im militärischen Leben, haben als Aerzte an den Kranken ein sachmännisches Interesse und ihre wissenschaftliche Bildung stumpft sie gegen den Reiz des Kommandirens ab, zu dem sie ohnehin so wenig Gelegenheit haben: hat doch der Patient nicht einmal eine Hosennaht, an die er die Hand legen könnte. Auch sind sie ihrer Bestimmung gemäß eigentlich die Diener des gemeinen Soldaten. Der hat Respekt vor dem Unteroffizier, auf dessen Befehl er sich in den Roth werfen muß; vor dem Stabsarzt, der ihm ein Klystier giebt, fürchtet er sich trotz dem Hauptmanns-rang nicht. So wirkt denn Alles zusammen, um die Disziplin zu lockern, die eigentlich nur innerhalb des Arztespersonals fortlebt, freilich auch da durch das „Herr Kollege“ hier, „Herr Kollege“ dort

sehr gemildert wird. Nur da ist Arbeit und Verantwortlichkeit. Allerdings gedeiht — der traurige Zustand der Militärmedizin beweist es — die Kultur der wissenschaftlichen Persönlichkeit nur kümmerlich in einem Milieu, wo Fortschritt Umsturz bedeutet und eigene Meinung Insubordination. Uebrigens wird auch das idyllische Leben im Lazareth auf die Dauer unerträglich langweilig; man lernt die schlappe Anstaltskleidung hassen und sehnt sich, trotz dem Erstickung drohenden Kragen, nach der männlichen Uniform zurück, die man beim Eintritt selig in die Ecke warf. Mancher hat, wenn die Erinnerung an dienstliche Pein verblaßt war, Heilung simulirt, um nur aus dem Einerlei endlich herauszukommen, in das er sich als Simulant getettet hatte.

Wie groß der Unterschied zwischen Theorie und Praxis, Rechtsatz und Ausführung im Heer ist, lernt besonders deutlich der Einjährige erkennen. Eigentlich ist ihm nur in ganz bestimmten Grenzen eine Vorzugsstellung eingeräumt. Wenn man bei Licht beleht, sind ihm nur Rechte entzogen. Er hat keinen Anspruch auf eine Wohnung in der Kaserne, auf Löhnung, Kost, Kleidung. Er muß und darf selbst für sich sorgen. Und da sichert seine ökonomische Ueberlegenheit ihm allerlei nicht verbriefte Privilegien. Schon vor Beginn des Dienstes ist ihm der Regimentschneider, eine wichtige Person, gewogen, da er bei ihm arbeiten läßt. Dann verpflichtet er sich viele Soldaten durch Bezahlung kleiner Dienstleistungen und Arbeiten, durch den „Verkauf“ periodisch wiederkehrender Obliegenheiten (Stallwachen u. s. w.), durch Bewirthung auf Wachen und Märschen, durch Anstellung als Puffer und Pferdewärter. Die Unteroffiziere, bei deren Frauen er waschen und ausbessern läßt, begünstigen ihn und seine zu allen passenden und unpassenden Gelegenheiten paraten Geschenke finden meist auch bei der Frau — oder dem Herrn — Feldwebel ein offenes Thürchen. Die Hauptsache aber bleibt die eigene Wohnung. Wer nicht in der Kaserne wohnt, gehört nicht mit Haut und Haar dem System (das solchen Verstoß gegen den Grundsatz der rechtlosen Gleichheit eigentlich nicht dulden dürfte) und bleibt immer in Zusammenhang mit der bürgerlichen Welt. In ihr verbringt der Einjährige einen so großen Theil des Tages, daß viele Seiten seiner Persönlichkeit dem Zugriff der Disziplin entzogen bleiben. In ihr bewahrt er die Tarnkappe auf, die ihn auf verbotenen Wegen, zumal denen der Liebe, beschützt: das Civil. Aus ihr holt er die Salbe, mit der er den Unteroffizier „schmiert“. Uebrigens kann man auch feinere Mittel anwenden, um den Vorgesetzten geschmeidig zu machen. Ich bemühe mich um die Gunst der fetschen Kellnerin im Restaurant: „Zum lustigen Dreiundzwanziger“, auf die der Herr Vize schon lange ein Auge geworfen hat. Da haben wir gleich einen Berührungspunkt und die Würde der Ehrenbezeugung auf dem Kasernengang mildert oft ein vertrauliches

Schmünzeln. Im entscheidenden Augenblick überlasse ich ihm dann respektvoll das Feld und der Sieger behandelt mich mit großmüthiger Bewogenheit. Sehr zu empfehlen sind auch gebildete Unterhaltungen, zum Beispiel: über Religion; der schlichte Mann aus der Kaserne merkt gleich, daß der Herr Doktor etwas Besseres, Gleichberechtigtes in ihm sieht, und freut sich, wenn seine Antworten mit Beifall aufgenommen werden. So ließ ich mich einmal in einer dienstfreien Stunde im Stall mit einem gelehrten Buch ertappen. „Nun, was lesen Sie denn da Schönes, Einjähriger?“ fragte der Futtermeister leutselig, indem er mir die rechte Hand mit dem „weißen“ Handschuh auf die Schulter legte. „Ach, bloß Algebra der Logik, Herr Sergeant“, erwidere ich eben so zutraulich. „So, so; na, lassen Sie sich nicht stören.“ Der Mann bleibt für den Rest der Dienstzeit mein Freund.

Eine Lehre habe ich aus meiner Militärzeit mitgenommen und mit ihr das Jahr kaum zu theuer bezahlt. Bisher hatte ich immer gethan, was ich wollte; nun mußte ich immer thun, was ich gerade nicht wollte. Da ging mir auf, daß Freiheit das höchste Gut ist, und zwar gleich in der ersten Stunde meines Dienstes. Wir Einjährigen standen noch in Civil in der Kanzlei, um unsere Personalien aufzugeben. Ich ging, in großer Bewegung ob des neuen, mir so unbekanntes Lebensabschnittes, an das Fenster und blickte in den öden Kasernenhof hinab. So bemerkte ich gar nicht, daß der Kanzlei-Unteroffizier mich schon lange mit empörten Blicken angesehen hatte; plötzlich traf mich ein Hagel von Flüchen in den Rücken. Wer wagte, so mit mir zu reden? Aber sofort fiel mir ein, daß ich aufgehört hatte, ein freier Mensch zu sein; vor Wuth bebend, aber stumm und schleinig ging ich in die Ecke zu den Uebrigen, wo ich in tiefster Niedergeschlagenheit das Weitere abwartete. Nun lernte ich bald die Weltgeschichte besser verstehen, die ich jetzt erst mitfühlend nacherleben konnte. Ich begriff, warum die Völker so oft lieber auf Schlachtfeldern und Barricaden verbluten als in der Knechtschaft weiterleben wollten.

Karl Lindenberg.



Die Poesie der Dinge.

Jeder kennt die wunderlichen Zierstücke, womit geschmacklose Philister ihre Gärtlein verschöner: thönerne Häblein, Nehlein, Wichelmannlein von himmlischer Noheit der Ausführung; eine sogenannte Grotte aus Schladen (und wer weiß, was noch) schließt dann oft das Panorama ab. Hier in meinem Wohnort, dem idyllischen Waidmannslust an der Nordbahn, bietet sich ein ausgiebiges Studienmaterial an solchen thönernen Gräueln. Was wollen die guten Leute wohl damit sagen? Sie hörten offenbar mal Etwas läuten von der „Poesie der Dinge“, der Poesie solcher Stätten, wo Natur allein das Wort führt; dies flüchtig-geistige Etwas, über dessen Art und Wesen sie sich natürlich nicht klar

sind, da, wo es heimisch ist, zu wintern und wahrzunehmen; dazu fehlt ihnen erstens an der gehörigen Feinheit der Sinne und zweitens . . . ja, so „mang die Poesie“ kann man nicht in Hauschuhen schlurven; dazu muß man sich ja erst die Stiefel ansehen, — und man ist doch froh, sie los zu sein. Mein Gott, Wertheim, Tieg, jedes anständige Geschäft schickt Einem ja heute Alles ins Haus; warum soll man sich nicht auch die Poesie, die „Romanit“ — was der Philister so nennt — „ins Haus liefern“ lassen? So wird der „Poesie“ ihres eigenen werthen Dunsstreiches, der Romanit der Dertzen, allwo Papa „seinen“ Lokalanzeiger liest und Mama Strümpfe stopft, durch „poetische“, poetelnde Attrappen, durch Erinnerungen an Waldeinsamkeiten mit ihrem Zauber ungestörten Thierlebens, märchenhafter Bewohner, hübsch auf die Beine geholfen. Ein klobiger rothmüßiger Pfl, eine „Grotte“ (sprich: „Trotte“) und

Rondbeglänzte Zaubernacht,
Die den Sinn gefangen hält,
Wundervolle Märchenwelt,
Steig auf in der alten Pracht.

Alles auf vier Quadratmetern, zwei Schritte vom gedeckten Kaffeetisch, für ein paar Mark bei Tieg zu haben. Habeant sibi; in der Beurtheilung dieser Väterlichkeiten sind wohl alle Menschen von einigermaßen geklärtem Geschmaack einig. Was aber geht es uns an? Was lehrt es uns? Mit Verlaub: unendlich viel über den Geist unserer Zeit. Wir werden diesem Philisterunfug sogleich in der Oeffentlichkeit unseres Kunst- und Kulturlebens begegnen; wenn ich gewisse Erscheinungen, deren erschreckende Bedeutung man sich gemeinlich gar nicht klar macht, neben die eben geschilderte Spießerei stelle, wird man vielleicht erkennen, daß Das und Jenes identisch, Ausfluß des selben Geistes ist, ja, daß die Dinge, von denen ich sprechen will, denen man bisher mit ahnungslosem Respekt begegnet, im Grunde noch schlimmere Sünden der Philisterrei, der „Bildungsphilisterrei“ bedeuten als die Häslein, Rehlein, Wächel und Grotten. Verweilen wir bei dieser Väterlichkeit, die uns als Schulbeispiel und Prototyp gelten soll, erst noch einmal: spricht nicht auch da schon, schüchtern und verschämt, der „Bildungsphilister“, ist es nicht „Bildung“, Bildungsgut in der Diaspora sozusagen, was da zu uns redet? Zwischen die Natur und den betrachtenden Menschen ist ein Medium getathen; ihr Bischen Bildung hatte ihnen von der Poesie der Dinge erzählt. Nicht aus erster Hand ward ihnen solche sentimentale Dromantik gegeben; denn selbsterlebte Poesie wird nie auf thönerne Substrate, Attrappen verfallen; da spukt also bereits Etwas wie Bildung, wie Erinnerung an Gedrucktes. Ins Gigantische aber reckt sich allsogleich die Philisterbildung auf dem Gebiete, das wir nun betreten, und gegen die hier verübten Unthaten sind die im Gärtchen von Lehmann und Krause gesehenen zum Nühren harmlos. Dort ward die „Poesie“ zur Ergänzung der Prosa ihres Lebens herbeigezerrt, hier haben wirs mit einem aufbringlichen, taktlosen Pleonasmus zu thun, hier addirt der Bildungsphilister in all seiner Plumpheit zur echten, durch Jahrhunderte geweihten Poesie der Dinge seine Attrappe, seinen poetischen Exponenten, sein stoffliches Substrat. Warum? Weil er die vorhandene Poesie, die zahllose Geschlechter gefühlt haben, nicht mehr fühlt. Was erreicht er? Die alteingefessene Naturpoesie muß vor solcher Bildungsbarbarei zum Teufel fahren, der Genius loci auf Rimmer-

widersetzen entweichen. Das ist der Humor davon, ist die Tragik dabei. Ob sich ein einigermaßen ehrliebendes Heimgeländchen die Fopperie gefallen ließe, daß man ihm da, wo es geheimnißvoll sein Wesen hat, sein geliebtes Konterspiel hinpflanze? Es ist ein Jammer und Glend, wie unsere Bildung gegen alle altheilige Poesie der Dinge wüthet. Wir habens mit Schauern gelesen, daß man in Saankt Boarshausen allen Ernstes ein Lorelei-Denkmal vorbereitete: da oben, wo bisher nur die Phantasie das Bild der schönen Lorin geträumt, sollte sie nun — für Minderbegabte offenbar! — in effigie sitzen. So ziemt es einer Zeit, da die Minderbegabten, die alles inneren Eigenlebens, aller Poesie baren, die Nichtsalsgebildeten, auf allen Gebieten maßgebend wurden. So räumt man hübsch auf mit allem „imaginären“ Gut, allem Mythengut unseres Volkes und paßt dafür ein handfestes Stück Kunstmbel hin. Wo bleibt die Prinzessin Ilse? Ich erwarte die Gründung eines Vereines, der zum alten Alenstein seine monumentale Anmerkung macht. Die „stimmungsvoll“, wenn erst jedes Fleckchen, das einmal Frau Sage mit einem Gastgeschenk begabte, sein Denkmal hat, in jedem Fluß eine beinahe „richtige Rixe“ sibt: „Aha! Das ist Die! Sehr poetisch, sehr echt!“ Nein, mit Verlaub: nicht poetischer als die „Grotte“ und das Thongewerg in Krauses Garten, nicht echter als die „echte“ Spindel im Salon der Frau Kommerzrath Cohn. Gleich dem legendären „Kislat“, der überall seine Spur hinterlassen muß: „Dagewesen!“, muß Frau Bildung, die Ide, dürre Schachtel mit dem Kneifer auf der spitzen Nase, den grauen, illusionlosen Augen, mit Bädeler und photographischem Apparat die ganze schöne Welt durchreisen und überall, wo über Sichtbarem, wie flimmernde Sonnenluft, Unsichtbares schwebt, wo die Erinnerung an Das, was frühere Menschen hier empfanden und erlebten, die Stätte weist und reine Poesie zum stillen Wanderer sprechen will, ihre Koprolithen, ihr Monumentchen hinpflanzten, da muß sie zeigen, daß sie „gelernt hat“, muß sie phantasielosen Reisenden ein Stündchen Anschauungsunterricht geben.

„Walpurgishalle!“ Auch Müdezahl hat daran glauben müssen. Wundersam, welchen dringenden Bedürfnissen unsere Zeit abhelfen muß, zu wie viel Unfug sie Ruhe hat! Man frage doch bei Psychologen der Menschheit nach, was es bedeute, wenn eine Zeit, eine Nation zu spielen anfängt wie ein unnützer Schuljunge. Es war zu Walpurgis. Sie kamen auf ihren erstaunlichen Behelfen dahergefahren, Besenstielen und Backtrögen, eben schwebte der Schwarm der Hegeheit über der angestammten Stätte, — da: ein Schrei der Empörung und Keht Marsch! Sie waren überflüssig geworden! Befehlt, von der naseweisen Bildung! Heimathlos sind nun die Hege im Harz, heimathlos wird bald alle Volkspoesie in Deutschland sein. Der Mythos ging uns verloren; seib drum! Wenn wir nur nicht diese spielerisch täppische Art hätten, uns gnädig zum Mythos, zum Volksthümlichen herabzulassen; und was soll man denken, wenn es gar harmlose Gemüther giebt, die da im Ernst wännen, durch Kunstgemächt von Bildung wegen ließe sich der Sinn für den Mythos, die zugungsfähige, volksthümliche Anschauungskraft, das ewig verlorene Deutschtum neu beleben? Sie schelten auf Bildung und Unnatur und treiben selbst schaurigste Bildungsgrüuel. Der Sinn für das Echte, Bodenständige, Gewordene ist so gründlich ausgerodet, daß Keiner lacht, wenn unsere Bildung, in ihrer siechen Sehnsucht nach dem

Laube der Kindheit, die grotesksten Purzelbäume schlägt. Wer sich in unserer Zeit umschaut, wird so Manches sehen, was mir hier vorstwebt, wovon ich aber schweige; oft müßte ich ehrliches, treues Wollen lächerlich machen. In dieser Zeit der Begriffsverworfenheit verüben leider gerade Solche, die ernsthaft Schäden zu heilen gedenken, in aller Treuherrigkeit gräßlichen Schwindel. Den selben Schwindel, den unsere Bildung verübt, wenn sie mit Walpurgishallen, Hühnerzahltempeln, Voreleidensmüden etwas recht Volkschämliches, Echtes, Poesievolles zu schaffen vermeint.

Wenn Ihr denn einmal unmythische Menschen geworden seid, so habt wenigstens Respekt vor den großen Konzeptionen stärker und größer fühlender Vorzeitmenschen! Selbst über das Kyffhäuserdenkmal mußte man schon den Kopf schütteln. Gewiß: hier liegt das Ungeheuerliche nicht so auf der Hand; das Denkmal hat uns gerade an dieser Stelle ja wirklich Großes zu sagen, aber eben uns, unserer Zeit, unserem Geschlecht und den nächsten Enkelgeschlechtern. Ist nicht hier dem Guten das Bessere, dem Heiligen das Hochheilige zum Opfer gefallen? Der Kyffhäuser stand, ehe ein Mensch an ein Deutsch's Reich dachte, wird stehen, wenn in fernem Jahrhunderten das Bild der Welt, darin unser Geschlecht zur Miete wohnt, ein ganz, ganz anderes sein wird. Diesen fernem deutschen Zeiten vererben wir dann den altheiligen Berg nicht mehr, wie wir ihn überkamen; Gelehrte und Forscher jener Tage werden von uns sagen: Wie eilig hatte es doch jenes Geschlecht, wie unbescheiden war es! Denn auf des Berges Scheitel ruhte die Silberwolke des Traumes von einer Erfüllung, der Sage von einer goldenen Zeit. Enger Sinn mochte in Barbarossa den Walter eines besseren Deutschlands erkennen; aber er ist der schlummernde Gott, der die Welt noch nicht erfüllen darf mit der Sonne der Erneuerung, weil die Raben noch fliegen; er ist der höhere, ungenannte Gott, dessen Namen Odin dem toten Balder ins Ohr geflüstert hat, er, der nach dem Regiment der Asen die Welt erlösen wird, aber jezt noch nicht, — ewig noch nicht: so lange die Gemeinheit in der Welt lebt und mit ihr die Noth, so lange das Niederträchtige das Mächtige ist, so lange die Raben der Trübsal um den Berg kreisen. Kreisen sie nicht mehr? Wer weiß uns Besseres als die ewige, unerschöpflich zeugende Sehnsucht, die von diesem Berg zu den Menschen spricht? Jede Dichtung vom Kyffhäuser ward nun zum Anachronismus. Auf seinem Gipfel thront jezt das Bild, darinnen sich die Traumerfüllung unseres Volkes erkennt; aber darunter sitzt noch immer der schlummernde Gott, ob Ihr Gegenwartsfreudigen es glaubt oder nicht, und die Raben fliegen noch immer, noch immer. Weh der Zeit, die sich im Vollendungsdümel gefällt, die ihren Sehnsuchts Traum zu Ende geträumt hat, die da vergißt, weil ein Hoffen einiger Jahrhunderte in Erfüllung ging, daß die Menschheit höhere, stolzere Gedanken denkt, größere Bilder schon sah; armfällig die Zeit, die nicht mehr mit den Augen der Menschheit schauen, mit dem heiß schlagenden Herzen der Menschheit fühlen kann, die die dummen Mythen in die Kumpfkammer wirft, sie der Bildung als Wissensstoff überliefert!

Waldmannslust.

Eberhard König.



Der Herr Theaterdirektor.

Die Erde ist nach ihrem Entstehen einer reisenden Schauspielertruppe, bestehend aus einem Theaterdirektor, einigen guten Solisten, die leider sehr selten auftreten, ziemlich vielen Chargenspielern, die meist erste Rollen mimen, und zahllosen Statisten übergeben worden. Die reisende Truppe wurde dabei stehend und hat seitdem eine Reihe chronologisch — wenn auch gelegentlich stilllos — geordneter Trauerspiele und Komödien aufzuführen, die sogenannte Weltgeschäfte, die, wie Shakespeares Königsdramen, in einem ununterbrochenen, doch dramatisch manchmal nur ungenügend herausgearbeiteten Zusammenhange stehen.“ Dieser stereotype Vehrtrag, in den der Herr Theaterdirektor seine Weltanschauung einzukleiden pflegte, hatte zwei Schlüsse. War der Direktor mit seinem Beruf unzufrieden, was sehr häufig geschah, so fügte er satirisch hinzu: „Zur Strafe für ihr höchst miserables Spiel hat diese Schauspieler schon a priori der Fluch getroffen, daß sie einander die einzigen Zuschauer sind und also eigentlich für Niemand spielen.“ War er hingegen einmal mit seinem Beruf zufrieden, so sagte er wissenschaftlich-heitler: „Das ist wirklich meine Meinung. Ehrenwort! Es sind immer die selben Kerle, die agiren, die selbe Masse, die nachläuft. Die neue Rolle bringt jedesmal neue Worte und bedingt einige Modifikationen im Spiel. Was ist Das groß? Man hört doch gleich den alten Komödianten heraus. Die Leute haben wirklich nicht mehr als den ganz allgemeinen Chargincharakter, es sind immer die Selben; das Wischen Individualität, Persönlichkeit liegt bloß in der Rolle, — ich versichere Sie: bloß in der Rolle!“

Ein kleinstädtisches Theater hat von je her den größten Reiz auf mich geübt. Nur dort finde ich den ganzen unwiderstehlichen Zauber der Bühne. Dort bedeuten alle Dinge noch Das, was sie vorstellen; sie sind es noch nicht, wie an unseren großen Bühnen, wo Alles so gegenständlich geworden ist, so sehr der leichten, lustigen, mit dem Wort verwandelbaren Zauber- und Traum-Sphäre, die das Wesen des Theaters ausmacht, entzogen scheint. Das Leben einer kleinen Bühne hat Sinn und Bedeutung über die Stücke hinaus, die man giebt. Kolophoniumblüthe, die uns nicht schrecken, dürftige Coulissen, die uns nicht täuschen, und das ganze armselige und doch liebe, auf den Schein und nur auf den Schein bedachte Völkchen eines Thespiskarrens gehört dazu, wenn die Dramen wirkliche Symbole des Lebens werden sollen. Das ergibt die herrliche Mischung, wie sie das Leben bietet: Geist, Gedanke, Größe, Gefühl, zum kleinlichen Spiel geworden, mißverstanden, in halbkomischen Formen sich auslebend und doch Alles befeelend und oft diesem kleinen Coulissenreich des Scheines, wie mit einem Zauberschlage, die ganze Bedeutung der Welt gebend. Und gar Shakespeare auf solcher Bühne! Das ist Gott in der irdischen Tragikomödie, aus der es manchmal wie sein Auge aufleuchtet, — so, wenn ein pathetischer Komödiant ins Parterre ruft: Reif sein, ist Alles.

Die reale Unterlage der Weltanschauung des Herrn Theaterdirektors war solche kleinstädtische Bühne, die er — wie der pantheistische Gott das All — bis in den letzten Winkel mit Leben durchdrang. Ich verkehrte einen Winter lang mit ihm; meist abends nach dem Theater in einer Weinstube. Es war ihm, wenn er gespielt hatte, Bedürfnis, seine Erregung allmählich ausströmen

zu lassen und nicht ohne Uebergang allein zu sein. Denn er lebte ganz zurückgezogen in einem alten Gasthof. Er war in dies Städtchen verschlagen worden, weil er als Kollege unvertäglich war und, so lange er an großen Bühnen wirkte, immer mit Direktor und Regisseur in Fehde lag; darum brauchte er einen ganz selbständigen Posten. Den hatte er hier als Direktor gefunden. Wenn die Schwalben gen Süden zogen, kam er mit seiner Truppe, und wenn sie wiederkehrten, verschwand er. Unter den Seinen fiel er auf. Er hatte Verwandlungsfähigkeit und lebte seine Rollen, so daß es fast immer ein Genuß war, ihn spielen zu sehen, zumal er die großen Shakespearerollen bevorzugte. Er nahm es in seiner Leidenschaft für Shakespearerollen sogar hin, daß der Kassenertrag geringer war, wenn er in einem Winter zu viele der Gewaltigen über die Bretter führte. Aber er rechnete doch auch hier. Ich fand seinen Shylock nicht jüdisch genug; da dankte er mir gerührt und sagte: „Sie geben mir eine werthvolle Bestätigung; es ist also gelungen.“ Wieso? „Nun, ich darf doch mein bestes Abonnentenpublikum nicht vor den Kopf stoßen!“

... Die Hamlet-Vorstellung war zu Ende. Ich war in dem dichtgebrängten Publikum einer der Vielen geworden. Deutlich ging der dunkle Strom von Spannung, Ergriffenheit, Staunen durch mich dahin und erfüllte mich mit einer allgemeinen Grundstimmung, über der ich klar meine ganz persönlichen Eindrücke wahrnehmen konnte, selbst da, wo sie mit der Grundstimmung in Fehde lagen und mich im Augenblick nicht zu überzeugen vermochten. So fühlte ich aus der Menge heraus ein Befremden, das ich gar nicht theilte und das mir dennoch unabweisbar vorhanden blieb. Der lang anhaltende Beifall hatte etwas Zweifelndes. Mit unklaren Empfindungen verließ ich das Theater. Auf dem Weg nach der Weinstube individualisirte ich mich mehr und mehr und konnte einzelne meiner Eindrücke deutlich herauslösen. Dann aber jauchte mich der Wind am Mantel, wollte mir den Hut entführen und erreichte jedenfalls das Eine, daß die Bilder der Aufführung, die ich innerlich zurückließ, durcheinander gerietzen und meinem Blick nicht mehr Stand hielten. In der alterthümlichen Weinstube setzte ich mich in eine halbbrunke Nische, um den Direktor zu erwarten. „Der Rest ist Schweigen“, umsummte es mich. Ich wurde das Wort nicht los. Ich stumpfte schon gegen seine Fülle ab; seine Ausdringlichkeit minderte sich nicht. Da gelang es mir endlich, ihm „Alles Vergängliche ist nur ein Gleichniß“ auf den Hals zu legen. Und die Beiden taumelten, sich überkugelnd, in den Schlund des Unbewußten hinab. Ich war die Qualgeißel los. Da kam der Direktor.

„Waren Sie einverstanden?“

„Unbedingt. Das heißt: Einiges hat mich überrascht; aber auch überzeugt.“ Ich sprach dann davon, daß ich am Schluß des Stückes aus der Menge heraus das Gefühl erlebte, den Eindruck noch nicht umspannen zu können, das Gefühl von Widerstand gegen die Aufnahme und Angleichung des Gesehenen, von einer gewissen klaren, aber harten und fremden Gegenständlichkeit.

„So Etwas wie ein neugestimmtes Klavier, in dem die Töne hart und rein neben einander stehen?“

„Ja.“

Der Direktor lachte. „Als ich früher in der Hauptstadt den Hamlet mehrmals dicht hintereinander spielte, war das Theater bei den Wiederholungen

leerer als in der Erstaufführung; von der dritten Vorstellung an stieg der Besuch wieder. Beim fünften, sechsten Mal war das Haus ausverkauft. Erst als ich später in Paris den älteren Coquelin als Tartufe sah, ist mir klar geworden, was damals geschah."

„Was war mit Coquelin?“

„Eben die Wirkung eines neugestimmten, hart, aber absolut rein gespielten Klaviers. Sein Tartufe bestrebte mich zuerst. Er erschien mir nächstern, trotz aller Wucht, psychologisch, aber poesielos. Nach ein paar Tagen empfand ich die außerordentliche Gegenständlichkeit seines Spieles; greifbar, drängend, wie ich die Erinnerungsbilder starker plastischer Werke erlebe. Ich konnte mir sofort jedes Detail seiner Darstellung zurückrufen. Coquelin hatte sein Publikum nicht fortgerissen; er hatte ihm so viel Besinnung gelassen, daß jede seiner Gesten und Uebergänge Zeit und Raum fand, sich einzuprägen. Er hämmerte uns den Tartufe ins Gedächtniß. Er ist ein Schauspieler für die Nachwirkung. Dem, glaube ich, ist meine Art verwandt.“

Wir saßen eine Weile schweigend, während sich weit von einander absteigende Szenenbilder zusammenschlossen, nach dunklen, inneren Bezügen, wie die Bilder in der Seele des Schaffenden. Der Direktor fühlte dies Arbeiten in mir und störte mich nicht. Mein Auge lehrte immer wieder auf Hamlets Tod zurück. Der Direktor hatte die letzte Szene unendlich gehoben durch eine überströmende Wärme, die er in das Verhältniß zu seiner Mutter legte. Die wenigen Worte, die Mutter und Sohn wechseln, waren wie ein stilles Ausruhen in einander bei einem Abschied für ewig, wie ein Rasten vor langer Reise. Ich wollte davon sprechen. Doch der Direktor, jetzt müde und in Gedanken versunken, ging nicht mehr darauf ein. In ein paar Wochen bringt er den Macbeth.

„Darf ich zu den Proben kommen?“

„Natürlich gern!“

Die Weinstube war schon fast leer. Der alte, rauchige Raum, den ein halbkundiges Deckengewölbe trug, wurde weiter und süßbarer, je mehr er in die tiefen Schatten seiner Rischen und Ecken zurück sank. Die beiden Tische, auf denen in zinnernem Leuchter noch Lichter brannten, standen jetzt schon ganz verloren darin. Unausstößbar. Der Geist von Hamlets Vater hätte erscheinen können.

...Die Macbeth-Probe. Ich kam zu spät. Man war in der fünften Szene des ersten Aktes; die Lady liest den Brief. Ich setze mich hinten ins dunkle Parquet; mich überströmt das Gefühl, diese seltsame Vorstellung des Macbeth — in modernem Kostüm vor alter Burgsjenerie — sei allein für mich bestimmt. Ich wollte mich nicht fesseln lassen, sondern die Dichtung genießen wie eine schöne, weite Aussicht, die ich nicht mit einem Blick umspannen kann und vor der ich hinträume, ab und zu ein Stück der Ferne, einen Kirchturm, eine Wipfelgruppe oder eine Biegung des Weges zur Gestalt aufleben lassend in meinem Auge und dann mich wieder gleichmäßig lösend in dem D.:st des Bildes, in Weite und Ferne. Ich glitt, frei vom Bann des Dramatikers, tief in die heraufsteigende Großartigkeit seiner Worte, wie sie, in dem modernen Kostüm gesprochen, fast noch tiefer auf mich wirkten als sonst. Wandeln wir uns wieder in Menschen, die die Worte Shakespeares sagen können, ohne sich klein, hohl, erbärmlich zu fühlen? . . . Ich trieb abseits von den Wellen des Stückes, zu-

mal mich die Darstellerin der Lady — die einstige Mutter Hamlets — in dem Monologe kalt ließ. Da erscheint Macbeth. Die kurze, gedrungenen Gestalt des Direktors im Straßenanzug, einen Stock als Schwert in der Hand, — und doch, allein im Blick, die ganze Suggestion des Momentes. Er spielt wirklich; denn er will die Lady in seine Sphäre zwingen. Es ist eine Art Overture. Sein Gesicht ist düster, zusammengezogen, voll Energie. Er steht ganz deutlich einen Augenblick nicht in der Dichtung, sondern über ihr, wie das schaffende Schicksal. Er verkörpert in diesem Augenblick das Geschick Macbeths, das sich ihm, zusammengedrängt, in ein inneres Chaos verwandelt; alle Motive drängen ihn zur selben Zeit: man ahnt das prunkvolle Aufstreigen des mit der Krone Beschnittenen und das innere Niedersinken des Vernichteten. Er ist bei dieser entscheidenden Begegnung der Macbeth aller Akte. Alle Züge und Blicke, die er heute noch annehmen soll, alle Schatten des Schicksals, in die er eintauchen wird, drängen sich auf seinem Gesicht. In der Nacht dieser Fülle nimmt er die Begrüßung der Lady entgegen. Das ist falsch, aber es brennt, es spannt mich. Ich bin an jedes Wort des Dichters gefettet. Die Lady wächst und wetteifert mit dem Willen, der ihr erliegen muß. „O großer Glamis, edler Cambor! Größer als Beibes durch das künftige Heil! Dein Brief hat über dies armsällige Heute mich weit verzückt und ich empfinde nun das Künftige im Jetzt.“

Aus Macbeth war wie mit einem Schlage das Künftige verschwunden; er war im Jetzt. Sein Ausdruck, seine Haltung waren einfach und verständlich: Furcht vor dem Willen dieses Weibes. Bei ihr sucht er hoffnungslos Hilfe vor seinen eigenen schwarzen Gedanken, vor denen er sich deshalb so machtlos fühlt, weil sie nicht ihm entstammen, weil sie ein Zufall nur, eine sonderbare Fügung der Umstände in ihm erzeugte; Gedanken, die nicht in ihm wurzelten, die er nur wie einen Verdacht aus einigen seltsamen Thatsachen herauslas. Das war's: er hatte gegen sich einen Verdacht, vor dem er Schutz suchte. Es klang bittend, wie er der Lady, die ihn so prunkhaft begrüßt hatte, sein ganzes Geheimniß, seine Furcht und seine düstere blutige Hoffnung in dem einen Satz sagte: „Mein theures Leben, Duncan kommt heut noch.“ Er steht unter ihrem Willen; ihr Spiel antwortet ihm wie Rufe in den Bergen, fern und stark.

Ich bleibe auch in den Zwischenakten in meiner Dunkelheit. Jrgendwo, höre ich, seht sich Jemand in meine Nähe. Wie fern von mir liegt der kleine helle Fleck dort vorn, in dem großen finstern Raum, der sich mir jetzt mit seltsamen Zuschauern bevölkert. Ein Wispern und Raunen in den Rängen, die, wie ich weiß, doch ganz leer sind. Es ist, als ob sich die Leute dort oben hinter der Brüstung duckten oder nur im tiefsten Dunkel der Logen ständen. Ein Glockkopf, der aus dem schräg aufwärts fallenden Schlag Schatten der Proszeniumslogenbrüstung ragt, wirkt faßl und abgelöst wie ein Totenschädel. Ueblich hat sich mir das Theater zur Welt erweitert: die Toten sitzen in dem weiten Rund der Ränge und Galerien und schauen aus ihrer großen Dunkelheit auf den engen Fleck Licht, in dem die Lebenden durcheinanderlaufen, stehen bleiben und mit geblendeten, suchenden Augen von Zeit zu Zeit zu ihnen hinüberstarren, ohne je etwas Anderes zu sehen als das in ihren eigenen Augen noch versprengte Licht, während sie mit ihren ins Dunkel tastenden Händen doch einen weiten und begrenzten Raum fühlen. In der Dekoration des Bankettsaales

stimmt Etwas nicht. Man ändert ihn: eine ins Freie führende erhöhte Halle neben dem Thron. „Oben kälteres Licht!“ ruft der Direktor. Der eine Mörder muß in die Halle treten: er wirkt wie eine Silhouette, in einem Kontrast von Schatten und Plastik, gegen die Lebenden unten, die in warmem Licht stehen. Gut! Sehr gut! So muß das Furchtbare sich zu Macbeth schleichen. Die Szene geht groß vorüber. Macbeths Spiel lebt nur aus dem düsteren Inneren. So ist Banquos Stuhl wieder leer ist, irrt des Königs Blick in die Schattenhalle; er schrickt zusammen, als von dort einmal ein Diener kommt, der Wein bringt. Er greift nach der Hand der Lady, die sich ihm entziehen will. Ich erschraf fast über die Art, wie der Direktor den Schluß der Szene spielte: „Wahrlich, wir sind zu jung nur!“ Wie er Das sagt! Er bleibt auf dem Worte „jung“ stehen. So suggerirt ihn. Innere Ruhe kann ihm sein Weib nicht mehr geben, vielleicht Vergessen, Rausch Er umarmt sie. Sie läßt es geschehen.

Mir fährt es durch den Kopf: liebt er diese Schauspielerin? Es kann nicht anders sein. . . Da höre ich schon, wie er ganz ruhig sagt: „Sie dürfen darauf nicht eingehen. Ihr Blick muß sorgenvoll bleiben und abgewandt, wie ins Gestaltlose. Sie dürfen es nur gerade eben geschehen lassen.“ Schon klatschte er in die Hände: „Schnell die Höhlendekoration!“

Wie ausgelischt, wie nicht mehr bei sich spielte der Direktor von dem Augenblick an, wo er die Nachricht vom Tode der Königin empfängt. „Sie hätte später sterben sollen!“ Das Wort seines Schicksals. Birnams Eschenwald, Macduffs künstliche Geburt: Das wars nicht, was ihn stürzte. Ihn stürzte ihr Tod.

Bei dem allgemeinen Aufbruch begrüßte ich ihn. Wir gingen zusammen ein Stück Weges. Ich verhehlte nicht, daß seine Auffassung sehr gewagt sei.

„Vielleicht. In Shakespeare geht Alles hinein.“ Schweigen. Dann fuhr er fort: „Was heißt Auffassung! Ich fühlte den Macbeth so, absolut so, im Moment, wo ich ihn spielte. Jetzt wenigstens. Früher habe ich vielleicht andere Seiten in ihm stärker herausleuchten sehen. Jetzt ist's so. Und dann sehen Sie diese Lady! Kann man ihn denn mit ihr anders spielen?“

„Die Lady ist in der That vorzüglich, obwohl sie mir in den Monologen mißfiel.“

„Vorzüglich?“ schrieb er.

„Ja.“

„Dies Urtheil hätte ich von Ihnen nie erwartet. Ihr Spiel ist eine fortgesetzte Arbeit von mir. Ich kann keinen Schritt machen, ohne daran zu denken, daß ich sie mitziehen muß. Es ist möglich, daß sich daraus manchmal Wirkungen ergeben. Aber es strengt an, lieber Freund! Sehen Sie, wenn mir der Bote die Nachricht von ihrem Tode bringt, dann sage ich still für mich: ‚Gott sei Dank!‘ Aber dann bin ich milde, habe das Gefühl, daß Macbeth jetzt auch milde ist, und spiele ihn als zerschlagenen Menschen. Nein: haben Sie die Lady wirklich erträglich gefunden?“

„Es war eine völlige Einheit zwischen Ihnen. In der Mordscene waren Sie fast in einander verwachsen; so stieg die That, das Geschehnis zwischen Ihnen auf.“

Er besinnt sich und sagt dann: „Ja, wirklich; diese Szene ist mir selten so natürlich und nothwendig gewesen wie heute.“

Der Tag der Vorstellung ist da. Ich lese zu meinem Erstaunen in der Zeitung, daß die Heroine des Stadttheaters erkrankt ist. Ich gehe mich erkundigen, höre, das Stück werde dennoch gespielt, treffe auch schon den Direktor.

„Ja. Ich habe einen Gast für die Lady. Es scheint übrigens nichts Schlimmes zu sein. Ja . . . Ich habe einen Gast. Wandervooll, sage ich Ihnen. Wir haben ein paar Szenen probirt. Ich habe sie nirgends mitziehen müssen. Das ging Schlag auf Schlag. Vielleicht engagire ich sie fürs nächste Jahr. Na, Sie werden ja sehen!“

Das Haus war ziemlich voll. Auf den Stehplätzen drängten sich Schüler. Auch das Parquet war gut besetzt. Nur in den Logen war Alles verstreut. Dort eine Uniform. Drüben eine Frisur. Darunter ein starr gloyendes Opernglas, ein langer Handschuh, schwarze Spitzen, die die rothe steigende Brüstungslinie überschneid. Ein Theaterzettel wehte vom Balkon. Ein Glockenkopf schaute hinauf und schien froh zu sein, daß der Dame, deren verkehrtem freundlichen Blick er in diesem Moment begegnete, nicht das Opernglas heruntergefallen war. Uebrigens schien der Theaterzettelfall den Anfang zu verkünden. Es wurde dunkel. . .

Ich warte auf die Lady . . .

Inverneß. Die Lady liest den Brief. Macbeth; ganz wie auf der Probe: die konzentrierte Gestalt, das Vollgefühl seines Schicksals. Sie stehen einander gegenüber, — zweifelnd, schwankend. Die Lady spricht die Begrüßung, als warte sie erst die Meinung des gnädigen Herrn ab. Und richtig: sie verfehlt die Wirkung auf ihn. Er scheint seiner Sache schon ganz sicher zu sein, zu wissen, was er will. Ihre Repliken sind ihm fast nichts als Zeit für stummes Spiel. Aus sich holt er den Fortgang der Handlung. Die Worte der Lady wirken nur wie ein unnötiges, spielendes Echo der tiefsten Stimme in Macbeth, die der König schon deutlich genug in sich selbst hört. Als trünke ein Dichtergeist das Stück in sich zurück: schon ist eine Gestalt in die andere getronnen, die der Dichter schwer zu Gegenstücken auseinanderzuschlag . . . Macbeth spielt sichtlich frei, leicht, ungehindert. Aber er spielt monologisch. Der Lady „Laß alles Andere mir!“ klingt fast lächerlich. In dem König allein vollzieht sich das Schicksal, die Königin behält nur, bringt Gründe, hat keinen Willen. Das „Gebär mir Söhne nur!“ spricht er wie abwesend; dann plöblich, sie ansehend, ihre Gestalt mit sinnlichem Blick prüfend, — dann wieder ins Leere. Auch in der großen Szene des Nordes ist er allein. An Allem, um dessen willen er den Nord unternahm, versinkt sein Interesse in dem Augenblick, da die That gethan ist. Das liegt in seiner Weigerung, wieder hineinzugehen. Es ist kein schwaches Grausen, wie es der Direktor spielt. Diese Psychologie ist wacker; aber sie steht nicht im Gebicht.

Ich warte auf die Bankett-Szene. Wandervooll: der Mörder, der Geist, der Diener, vor dem er erschrickt. Aber die Königin? Macbeth beachtet sie nicht, greift nicht nach ihrer Hand. Er scheint es aber dennoch kurz mit ihr probirt zu haben; denn sie wartet sichtlich. Rein. Er taumelt auf seinen Thron zurück. Auch die Umarmung bleibt aus.

Der Beifall ist bröckelnd. Diese Art, Alles aus sich allein, wie aus einem Sprudel, herauszugestalten, muß bei der Menge zünden, die reichere Zusammenhänge nur verwirren. Ich fühle: der Direktor sonnt sich in diesem Triumph.

Der Macbeth der Probe, der gebrochene Macbeth, hatte keine Möglichkeit mehr zu der eminenten Schlußverwandlung aus dem vom Zauber geschützten, eigentlich furchtsamen Verbrecher durch die Berzweilung zum Helden. Diesmal hatte Macbeth die Möglichkeit zu diesem Hinauswachsen aus der Enge seiner Tragik. Wie gleichgiltig kam die Antwort auf die Meldung vom Tode der Königin jetzt: „Es hätte Zeit sich für ein solches Wort gefunden!“ Er hörte ihren Tod nur wie eine Warnung für sich. „Aus! Kleines Licht!“ Wie eine Ahnung seines Unterganges, welcher der schon dunkel wiedererwachende Held in ihm trotz. Veröhnung in der Stimme, wie er sagt: „Leben ist nur ein wandelnd Schattenbild!“ „Ein armer Komödiant“: Das fühlt er am Tiefsten. Er hat den ganzen Ekel in der Stimme, mit dem er manchmal über seinen Beruf spricht. Dies Wort reißt ihn ganz in die Situation und erhebt ihn ihr weit, mitten hinein ins Herz der Dichtung. Und nun die Meldung vom wandelnden Wald. Sein Auge ist rund aufgerissen. Er versteht den Boten nicht. er starrt ihn an, er rinnt aus der Grenzenlosigkeit dieses Erstaunens zusammen und schreit: „Sklave, Du lägst!“ Er weiß nicht mehr, daß es eine Lady Macbeth gegeben hat. „Doch prüf ich noch das Letzte: vor die Brust werf ich den mächtigen Schild!“ Ein jubelnder Held, von dem alles Unehle abgefallen ist: sein Weib, die trügerischen Prophezeiungen, seine ganze Vergangenheit, die wie ein fremder Athem ihn umhauchte, ein Held, wie am Anfang des Stückes, geht er in den Tod. Und es berührt fast peinlich, daß die Ueberwinder diesen Helden, der unnachtet furchtbarer Macht dienen mußte, nachträglich schmähen.

Brausender Beifall. Hervorruf auf Hervorruf.

An diesem Abend fragte mich der Direktor nicht erst nach meiner Meinung. Er strahlte. Vielleicht hatte er ein Gefühl davon, daß meine Eindrücke gemischt seien. Das hätte er nicht in lauter Aussprache ertragen. Er warf über die heutige Lady ein paar bewundernde Worte hin, die ich nicht aufnahm. Dann sagte er sehr ernst: „Das ist die ganze Geschichte. Es giebt ein paar ewige Schatten oder Masken oder wie Sie es nennen wollen. Die haben einige Schritte zu machen, wie in einem Reigen, sich nähernd, sich entfernend und zuletzt verschwiegend. Diese Schatten wiederholen ihr in einer Anzahl von Worten festgelegtes Leben immer und immer wieder. Immer neue Träger und Kräfte treten hinein und tragen die Maske und können nicht anders; tanzen den Reigen, wie er vorgeschrieben ist. Ob sie die Worte so verstehen oder so: es ändert nichts, der Reigen wird getanzt und sie kommen immer zum selben Schluß.“

Da ich an jenem Abend auf dem rechten Ohr symbolisch hörte, fragte ich gleich: „Und wie stimmt diese Idee zu Ihrer Weltanschauung?“

Er entgegnete: „Sie einigt sich mit ihr sehr gut. Verstekt sich: in einem höheren Sinn. Erstens — Sie wissen, daß ich einmal Philosophie studirt habe —: auf dem Weg in die Tiefe einer Sache begegnet uns mehrmaliger Gegenlag. Zweitens: bei Weltanschauungen von der Art muß man mindestens zwei, möglichst einander recht widersprechende haben, um überhaupt auszukommen. Drittens einigen sich mit diese beiden Weltanschauungen in einem sehr persönlichen Erlebniß. Lady Macbeth ist — was man hier nicht weiß — meine geschiedene Frau, Lady Macbeth wird meine Gemahlin werden. Auch die Komödie wird wohl mehr oder weniger die selbe sein! ... Nun rathen Sie!“

Selbstanzeigen.

Die Lebensgesetze der Kultur. Ein Beitrag zur dynamischen Weltanschauung. Halle 1904, Niemeyer.

Mein Buch wird keiner einzigen politischen, sozialen, nationalen, wissenschaftlichen oder religiösen Partei gefallen; sein Ausgangspunkt war ja weder irgend eine Parteilansicht noch erstrebt es etwas Anderes als: die großen Einheitlinien des Menschenwerkes, Rasse, Persönlichkeit, Religion, nachdrücklich ins Bewußtsein zu rücken. Dennoch, hoffe ich, wird es in allen Parteien einzelne Persönlichkeiten anzuregen vermögen: denn es ist ein erlebtes Werk und will für das „dritte Reich“, das der Persönlichkeit, werden. Als Ouvertüre meines philosophischen Hauptwerkes muß es manchmal nur andeuten, statt auszuführen; aber vielleicht spinnt jeder Leser selbst die Fäden weiter. Um so besser.

Florenz.

Dr. Eduard von Mayer.

Sehnen und Suchen. Verlag E. J. E. Boldmann, Kofhof. 2,50 Mark.

Mit einfachen Mitteln schlichte Poesie zu geben und allmählich von der überkommenen metrischen Form zu innerem Rhythmus fortzuschreiten, war mein Ziel. Zwei Proben:

Roth in Blüthen . .
 Roth in Blüthen stand der Rohn . .
 Licht und Duft bethörte mich,
 daß ich auf dem Feld Dich küßte . .
 und mir war, als hörte ich
 müdes Klauschen in den Stengeln
 und von ferne Senfengeln . .
 und mir war, als ob ich wüßte,
 daß ich von Dir scheiden müßte,
 wenn der Sommer kaum entflohn . .
 Roth in Blüthen stand der Rohn . .

Glück

Alle hat es uns genarrt,
 die wir mit verhängtem Jügel
 zogen aus, das Glück zu jagen . .
 Nun wir müde aus dem Bügel
 stiegen, müde und am Wege
 munselos in die Blumen glitten,
 kommt es leise hergeschritten,
 küßt uns auf den Mund und lacht . .

Hildesheim.

Albert Sergel.

Studentenherrlichkeit. Apjorismen. Verlag G. Birk in München.

Die Standesauffassung des deutschen Studenten — wie er heute typisch ist — nimmt Bezug auf die Sitten der herrschenden Klassen, deren gesellschaftliche Anschauungen er nachahmt; deshalb glaubt er, auch Anspruch auf ihre Privilegien zu besitzen. Dieser Rechtstitel für seine Besonderheiten in Moral und Gehaben wird recht ungenügend unterstützt durch seine oft geringen Gymnasial- oder Realschulkenntnisse. Den Beweis für seine Bornehmtheit führt er manchmal nur durch Ausweichungen in der Liebe und im Alkoholgenuß und durch ein in Mensurmaskeraden ausgedrücktes Ehrgefühl. Für klumenische Ideale hat er wenig Verständnis, und bethätigt er sich politisch, dann läßt er sich willig

von den herrschenden Klassen für ihre Zwecke mißbrauchen. In meiner Schrift werden diese akademischen Verhältnisse ausführlich besprochen; auch wird gezeigt, inwiefern die Dozenten an ihnen mitschuldig sind. Am Schluß deute ich kurz die Möglichkeiten zu einer natürlicheren Lebenshaltung der Studenten an; der Weg zu diesem Ziel führt über die Erkenntniß, daß in einer sozial gerechteren Epoche die Fiktionen des modernen Studententhumes fallen müssen. Das schenken mir die echten und edlen Interessen der wahrhaft Gebildeten zu fordern.

Braunschweig.

Dugo Egotinus.

Totenspiele in Versen. Verlag von Axel Juncker in Stuttgart 1904. 3 Mark.

Prolog.

Mit ruhigen Geberden will ich Euch
 Vom Besten sprechen, ohne Leidenschaft,
 In bunten Versen, die hinrieseln gleich
 Den Perlen eines schimmernden Colliers.
 Gebt Acht: Was ich erbau', ist nur ein Spiel
 Und nur ein Gleichniß künden meine Worte,
 Dem Wunder jener Nacht in nichts verwandt,
 Denn sie sind klein: und groß, groß ist der Tod.
 Ihr schaut durch einen Schleier, sanft gewirkt
 Von eines Dichters ahnungsvollen Händen
 Um Dunkelheiten, die wir gern mit Schweigen
 Oder mit einem Lächeln abthun. Ach:
 Sie bleiben unerbittlich tief wie sonst,
 Denn sie sind Schicksal, das die Welt erfüllt.

Es ist nur eine Ansicht aufgethan
 Auf abendliche Hügelketten, die
 Das Beste noch verbergen. Fühlt mit Grauen,
 Das Auge lenkend durch der Landschaft Schimmer,
 Was sich auf tropigen Höhen thürmt empor,
 Gleich schwarzen Burgen, räthselhaft verworren:
 Die dunkeln Möglichkeiten unseres Seins.

Steglich.

Hans Bethge.

Erstklassige Menschen. Roman aus der Offizierklasse. Verlag Otto Janke.
 Preis 4 Mark.

Die Konflikte des Romans ergeben sich aus den Ansichten der „Erstklassigen Menschen“, der Offiziere, im Gegensatz zu denen des Bürgerstandes. Ich erhebe einen Vorwurf gegen die heutige Gesellschaft, die selbst diese erstklassigen Menschen züchtet und großzieht, da sie auch die jüngsten Lieutenants von vorn herein mit Verehrung behandelt und selbst die Schuld daran trägt, daß die Offiziere den richtigen Maßstab ihres Wesens verlieren. Den „Erstklassigen Menschen“ das Recht des Standesbewußtseins zurückzugeben, ihnen zu zeigen, daß ihre Ausnahmestellung sie zwingen muß, in allen Stücken untadelhaft rein zu leben: Das ist der Zweck meines Buches.

Freiherr von Schlicht.

Fastenzeit.

Der Bankrott im Freistaat Bremen. In einer Heilanstalt untergebracht. Die Flucht ins Ausland. Sind es nicht passende Titel für die „Bilder“ eines Vorstadtklüdes? Weiter. Insofern in Hamburg. Unterschlagungen eines Prokuristen. Exekutionen für Großspekulanten in London und Paris. Widerruf einer Dividende. Verhaftung des Direktors, der als Vorbesitzer dem Unternehmen seinen Namen gegeben hat. Endlich ein Schuß aus dem Sechsläufigem; das Blut rinnt über kostbare Seiden auf einen schweren Perfer hernieder; erschreckt fahren bei Sankt Rochus vor der Brunwaldvilla die Kiefern zusammen; ein toter Reyer wird aufgehoben. Verbrechen, Schande, Elend. Nur noch ein Bischof Liebe, ein Mädchen für den beliebten Komiker, dessen Späße den Thränenbrühen Ruhe gönnen; und fertig ist das Melodrama. D'Ennery selbst hat nichts geschrieben, wonach ein Direktor des Ambigu sehnlicher alle zehn Finger leden konnte. Wie plötzlich das Alles kam! Fast zwei Jahre lang erzählt man uns ja von der allgemeinen Erholung. Sanden, Eyner, Terlinben, Schudert sogar waren nur noch Namen, die dunkel an eine weit hinter uns liegende, märchenhaft ferne Vergangenheit erinnerten. Nie wieder würden wir solche Schrecken erleben. Noth lehrt beten; und die guten Vorsätze, die eine schwere Krisis zeitigt, sind stets für die Ewigkeit gefaßt. Wunder über Wunder stellte sich ein und half dem Bekehrungseifer der Gläubigen zu immer neuen Siegen. Das größte der Wunder war: Amerika. Statt Europa mit Stahl zu bedrängen, überschwemmten die Vereinigten Staaten unsere Hochöfen mit Roheisendorbes. Ehe man recht Zeit fand, sich die Augen zu reiben, war nun der Umschwung da. Noch hatte die behäbige Justitia den alten Schutt nicht weggeräumt und schon strebten die ehernen Pfeiler des Neubaus mächtig empor. Die deutsche Montanindustrie, die Pacemacherin für alle anderen Gewerbe, schuf neue Rekords. Die stärkste Roheisenerzeugung, die in Deutschland je gesehen ward; die größte Eisenausfuhr, die unsere Handelsstatistik bisher verzeichnet hatte; ein geradezu unerhörter Koksverbrauch: diese Phrasen hörten wir früh und spät. Wieviel konnte sein Glück kaum begreifen. Was thun, um sich den neuen Verhältnissen anzupassen? Sehr einfach: Betriebserweiterungen, Syndikate, Fusionen. Die Koksöfen vermehrten sich wie die Kaninchen. Die Kohlenschächte nicht ganz so schnell, aber in ansehnlichem Umfang. Die großen Stahlwerke, für die man während der Krisis gefürchtet hatte, weil sie auf Verhältnisse eingerichtet schienen, die vielleicht erst in einem Jahrzehnt eintreten würden, wagten jetzt Neuanlagen. Statt der erwarteten Reduktionen gab es überall Vermehrungen des Kapitals. Die Serie der fetten Dividenden, die auf lange Jahre hinaus unterbrochen schien, begann wieder. Trotzdem das vielgeschmähte Börsengesch noch galt, stiegen auf dem Effektenmarkt die Kurse beinahe so hoch wie im ersten Quartal des Heilsjahres 1900, auf einzelnen Gebieten noch höher und man glaubte, wegen solcher unwichtigen Vorgänge nicht Värm schlagen zu müssen. Und unsere Fusionen, Syndikate, Gruppen! Alles „erstklassig“, Alles würdig, auf Weltmessen als Musterleistung ausgestellt zu werden. Wir machten Epoche und merkten, daß die neue Zeit in ganz anderem Tempo vorwärtschreitet als die alte. Eine tief philosophische Bemerkung, die sich durch den Vergleich zwischen Diligence

und elektrischem Fernzug gar köstlich auspugen ließ. Ein herrlicher Traum. Aber ein böses Erwachen. Ein Brett in der modischen Lagerstatt ist zerbrochen, der Träumer liegt auf der kalten Diele und spürt den Regenjammer, die schmerzliche Folge des seligen Kaufsches. Die Krisis ist noch nicht vorbei. In der gemeinen Wirklichkeit ist's nicht besser geworden. Ganz wie damals. Unterschleife, Verhaftungen, Dividendenausfall, Selbstmord. Auf allen Nienen ein angstvoll erzwungenes Lächeln. Man zittert, man fiebert, mißtraut dem besten Freund und der mächtigsten Bank und lernt wieder beten. Heiliger Florian, verschon' mein Haus, zünd' andre an! So treibt der Gott der Gelben, der mit den Japanern ins Feld gezogen ist, durch den Schrecken, den er verbreitet, dem Gotte der Weißen die entlaufene Heerde der frommen Schäflein zurück.

Ein anderes Bild. Herr Direktor Fürstenberg in der Hofuniform; seidene Kniehosen und Schnallenschuhe, in der Rechten einen Dreispitz; halb Grande, halb Senator. Wohin des Weges, schöne Maske? Herr Fürstenberg geht, „im Gefolge des Kaisers“, wie es in der Vossischen Zeitung hieß, zum Geheimrath Rathenau, wo das neueste Wunder der jungen Glanzepoche, in der wir zu leben glaubten, die Dampfturbine, von Seiner Majestät in Paradeausstellung beschäftigt wird. Vortrag, kaltes Souper, Excellenzen, Generale und die Häupter der Handelsgesellschaft. Kein Nihton störte den schönen Abend. Dies Alles, mag der Geheime Baurath Emil Rathenau gesprochen haben, ist mir unterthänig; gestehe, daß ich glücklich bin. Den hohen Gast erfaßte ob des Glückes, das in den Räumen der A. E.-G. heimisch geworden ist, kein Grausen und beim Abschied sprach er ganz andere Worte als der Egypterkönig zum Beherrscher von Samos. Mich aber läßt der Schauer der Ballade nicht los, wenn ich an diese Festvorstellung denke. Das Märchenglück des Polykrates könnte sich in dem Turbinenglück der Allgemeinen Elektrizität-Gesellschaft wiederholen. Schon als die Gesellschaft nur im Besitz der Patente von Kiedler-Stumpf war, hielt sie den Erfolg für gesichert. Da hieß es plötzlich: Einer lebt noch. . . Das war der Amerikaner Curtis. Geheimrath Rathenau ging übers Wasser, um auch die Curtis-Patente für die A. E.-G. zu erwerben; leicht wars nicht, doch es gelang. Drüben waren verwickelte Rechtsverhältnisse zu entwirren und in der Heimath wehrten gekränkte Professoren sich heftig gegen den amerikanischen Eindringling. Aber es gelang; und der Erfolg wurde laut gepriesen, der Sieger nach seiner Heimkehr mit grünem Lorber gekrönt. Eine eigene Gesellschaft wurde gegründet, um die vereinigten deutsch-amerikanischen Patente auszubenten, und an der Thatsache, daß Curtis und Kiedler mit ihrer Turbine die Welt erobern würden, war kein Zweifel mehr möglich. An eine leistungsfähige Konkurrenz gar nicht zu denken. Groß war deshalb das Erstaunen, als sich nach wenigen Wochen die Nothwendigkeit ergab, noch Einen, einen Einzigen noch in die Kombination der A. E.-G. hineinzuziehen. Dieser angeblich Einzige, auf den es noch ankam, war der Erfinder der ältesten Dampfturbine, der Engländer Parsons, dessen Patent die Elektrizität-Gesellschaft von Brown Boveri vertrat. War der Glaube an die Allgewalt der rathenauschen Kompromiß-Turbine durch das Eingeständniß, daß auch Brown Boveri gewonnen werden müsse, etwas erschüttert, so befriedigte wenigstens der glatte Abschluß; famos, wie schnell und geschickt der Generaldirektor die Einigung herbeigeführt hatte. Nun, glaube man, ist die

Sache definitiv erledigt. Da kam die Botschaft, Siemens-Schuckert habe sich zum Turbinenbau mit der effener Großmacht Krupp verbündet. Die Kompromiß-Turbine der A. E.-G. bedrohte ein ebenbürtiger Gegner: die Turbine des Schweizer Zessly, die Siemens-Schuckert, Krupp und der Norddeutsche Lloyd von der Firma Escher, Wyß & Co. übernahmen. Hatte die A. E.-G. sich freiwillig zu weiser Selbstbeschränkung entschlossen? Unwahrscheinlich. Wer schon drei Patente erworben hat, hätte, falls er die Nothwendigkeit rechtzeitig erkannte, auch noch ein viertes Patent gekauft. Die unsichere Gasse, die im Ankauf der drei Patente sichtbar wurde, paßte ohnehin nicht recht in das Bild vom Wesen Rathenaus, der m. t. nüchternster Ruhe und oft genialem Instinkt unter vielen Möglichkeiten sonst die nützlichste zu finden weiß. Diesmal ging es so wild zu, daß man an Tagesordnung und Termin der Generalversammlung herumfingirten mußte wie an dem Programm eines Konzertes, das von der Laune und dem Befinden einiger Solisten abhängt. Die Art, wie die A. E.-G. zu ihrer Kompromiß Turbine kam, erinnert an den Versuch, einen Corner zu erreichen, — doch an einen mißglückten Versuch: denn schließlich hat die Gegenpartei noch ein wichtiges Patent erjagt. Von einer Gegenpartei darf man wohl reden, ohne befürchten zu müssen, der nächste Tag werde, wie es jetzt üblich ist, eine Fusion der beiden Konkurrenten bringen. Manche Fusion ist noch möglich und ich halte sogar ein Bündniß Krupps mit der Rheinischen Metallwaarenfabrik nicht für ausgeschlossen, trotz den bössartigen Grobheiten, die einst von Essen nach Düsseldorf hinüberflogen. Auf eine Fusion von Siemens-Schuckert mit dem Concern A. E.-G.-Union wird man aber wohl noch recht lange zu warten haben. Die Börse redet schon von einer christlichen und einer jüdischen Turbine. Uns sollen Beide willkommen sein, wenn sie einigermaßen halten, was sie versprechen. Der Kampf kann aber so hart werden wie der zwischen Rußland und Japan. Hoffentlich ruft man von Bremen oder Essen nicht zum Heiligen Krieg gegen den Uebermuth einer asiatischen Horde.

Die Kursverwüstung ist inzwischen weiter geblieben. Die Erholung, auf die man nach zwei schwarzen Börsentagen so stolz war, hat nicht lange gedauert. Fast noch schwärzer als der Wochenanfang des japanischen Schreckens sah der zwanzigste Februar in der Burgstraße aus. Ein Sonnabend. Schlechte Botschaft über das Schicksal des Börsegesetzes. Wenig Aussicht auf die Rückkehr des schmerzlich vermißten Terminhandels. Insofvenzen in Hamburg, Paris, Madrid. Der berliner Fondsmakler Max Meyer hat sich erschossen und seine Engagements belästigen die nervöse Börse. Keine Diskonterwähigung zu hoffen. Petersburg matt. Paris kopflos und nur bemüht, sich für die äußersten Nothfälle was ins Trockene zu bringen. Jammer ringsum. Und ein Blick auf die Häupter der Liebsten ist auch nicht tröstlich. Seit vierzehn Tagen hat die Deutsche Bank 14, Diskonto 12, Handelsgesellschaft 11, Dresdener Bank 13, Laurahütte, Welsenkirchen, Harpener 20, A. E.-G. 19, Arenberg 30, Konsolidation 36 Prozent am Kurs verloren und unsere dreiprozentige Anleihe ist abermals um fast 3 Prozent zurückgegangen. „Am Wochenschluß, wenn Gott die Rechnung macht . . .“ Und dabei hat die asiatische Komplikation erst begonnen und Niemand weiß, was noch werden mag. Eins nur ist sicher: der Karneval ist für diesmal aus. Lebwohl, schöne Zeit fleischlicher Genüsse! Jetzt heißt es, in Saft und Asche die Sünden büßen, von denen wir doch nur den kleineren Theil selbst in Lüsten begangen haben. Dis.

Schwester Beatriz.

In Kloster bei Loewen; um die Zeit Johannis des Dritten und seines Tochtermannes, des harten Herrn Wenzel von Luxemburg. Noch leuchtet dem Herzogthum Brabant die Sonne und der Bürger von Loewen hebt stolz das Haupt, wenn er von der Mühsal anderer Niederlothringer hört. Sein Stadtwesen blüht. Wo König Arnulf einst die Normannen schlug, haufen nun hunderttausend Menschen in friedlicher Arbeit, wird auf viertausend Webstühlen Tag vor Tag der Reichthum, die Macht der Handelsstadt gemehrt. Schon sind die Hallen, die Waarenburg der Tuchmachergilde, gebaut, haben die Zünfte das Stadtrathsrecht erstritten, das früher nur den patrizischen Geschlechtern eingeräumt war; schon langen auch die Besessenen mit dreister Hand nach ihrem Menschentheil und unter der Spigendecke grollts wie von naher Empörung. Bis in den Klosterfrieden wirft das Stadtleben farbigen Abglanz. Armes Volk drängt ans Thor, bettelt um Speise und Trank, um wärmende Hülle hastiger noch als um geistlichen Trost. Durch jedes Spältchen der Pforte späht ein gieriges Auge ins umneidete Gewölb und leis hebt manchmal die Mauer von Mammons schwerem Athem. Neuer Reichthum entstand, neue Lust ist draußen erwacht, neues Aergerniß kam in die Welt. Was gestern erworben ward, wird heute verpraßt; was den Vätern Todsünde schien, dünkt die Söhne lustige Kurzweil, die der Herr des Himmels den thätigen Zeugern lächelnd gewährt. Der beste Tropfen, das schönste Mädchen soll nach hartem Tagwerk den Müstigen laben; dem Preis, der Herkunft solcher süß dustenden Waare wird von durstiger Genußsucht nicht erst lange nachgefragt. Die Reichen knausern ja auch nicht, wenn es gilt, das Haus des Höchsten zu schmücken. Ihrer frommen Freigiebigkeit hat das Kloster die reichen Messgewänder, die Bilder der Engel und Heiligen zu danken; ihr Eifer schuf ihm die höchste Zier: das weit in die Munde berühmte Marienbild. Dicht am Thor steht die Heilige Jungfrau. Eine nach spanischer Sitte gepuzte Madonna. Ein funkelndes Diadem krönt das blonde Haupt, ein breiter Goldgurt umspannt den in Brokat und Sammet gekleideten Leib. Diese war nie eines Zimmermanns Eheweib, barg nie den von Wehen erschöpften Schoß unter niederem Stallgebälk. Einer Fürstin gleicht sie, die vom Himmel niederstieg und im Menschenland leiden lernte. Die ernste Inbrunst der düsteren Virgo Cimabues; und Etwas schon von der anmuthigen Mütterlichkeit, die Fra Filippo seiner Lieben Frau gab. Diese war Mutter und hat alle Wonnen der Empfängniß, allen Schmerz der

schweren Stunde gekannt. Dicht am Klosterthor steht sie, all in ihrer Pracht demüthigen Blickes, wacht einsam in hoher Nische und steht mit erhobenen Händen himmlischen Segen ins Reich der Menschenschwachheit herab.

Manches Jahr steht sie dort und sieht frommen Eifer geschäftig am Werk. Die Aebtissin hält die Schwesternschar in strenger Zucht. Wehe dem Mönchlein, das auch nur um Minuten die Pflicht versäumt! Fasten muß es, die Nacht im Gebet durchwachen; und nach schlimmerem Fehl striemt die Geißel den jungen Leib. So nur erwirbt man das Himmelreich. Lächelnd sieht es Maria; doch eine Zähre rinnt über die lächelnde Lippe. Die guten Seelen, die blinden Herzen! Was ihnen Pflicht dünkt, thun sie, recht ungern oft und nur von der Furcht vor Strafe getrieben, und ahnen in ihrer Dürftigkeit nicht, welcher Macht ihr Leben geweiht sein sollte. Ihr Leben? Sie leben ja nicht, fühlen nichts vom Elend der Kreatur. Allem Menschlichen sind sie entflohen und dünkeln sich hinter dicken Mauern nun hoch über die Sünderzunft erhaben, die draußen ächzt und leucht, Werthe schafft und Werthe vernichtet, Samen austreut und Saaten zerstampft. Nicht grausam sind sie, nur gerecht; unermülich im Streben, die Spreu vom Weizen zu sondern. Sie geben Würdigen, weigern Unwürdigen die Gabe. Und sie wissen, was würdig, was unwürdig, gut und böß ist, was verboten und was erlaubt. Denn Jeder, hinter der sich das Klosterthor schließt, naht Jesus bald als Bräutigam und weist in die Klarheit. Aus dem Munde der Aebtissin spricht er und seines Geistes Hauch ist in dem harten Mützwort des Kaplans; und jedes schwarz verummte Jüngferchen, das fromm diesen Stimmen gehorcht, darf in fester Zuversicht des Hochzeitlers harren. Er kommt; ein Leuchten ist vor ihm, weit vor ihm her. Er reckt die Hand, die noch die verhasste Narbe des Kreuzifixus trägt, und geleitet die Magd, die seinem Heilandswillen Verlobte, der auf dem Weg alle Engel den Brautchor singen, in die Stätte ewiger Seligkeit. Doch nur die Reinen ruft sein Wink, die flecklosen Herzen, die früh dem Leben entflohen und im Klosterfrieden den keuschen Schatz für den Tag der Weihe bewahrten. Hütet Euch drum, Ihr Mönchlein, vor der Welt da draußen und lauschet in Büchtern der Rede Johannes, des Theologen, den der Herr sprechen hieß: „Draußen sind die Hunde und die Zauberer und die Hurer und die Totschläger und die Abgöttischen und Alle, die lieb haben und thun die Lüge.“ Dieser Johannes ward erwählt, die gewisse Freude des ewigen Lebens zu künden. Dieser war Jesu Bote und Werber. Lächelnd hört die Jungfrau, die Mutter solche Botschaft; doch über die lächelnde Lippe rinnt eine Zähre Die guten Seelen, die blinden Herzen! Ihnen starb der Erlöser;

nie aber hat er ihnen gelebt. Ob der Mutter gelingen mag, das vom Sohn begonnene Werk zu vollenden? Manches Jahr lang beſann es Maria. Jetzt iſt ſie entſchloſſen. Ein greifbares, ſichtliches Wunder nur vermag gläubig Irrende zu beſehren. Sie ſollen das Wunder ſchauen, mit Händen greifen.



Die Stadt ſchläft noch. Nur die Aermſten, die ihr Haupt auf Erde und Stein betten mußten, ſind ſchon wach; ſeit das in die Menſchenwelt wiederkehrende Licht den Oſſaum des Himmelskleides grau gefärbt hat, regen ſie ſich und ziehen nun, ein dunkles Gewimmel, vor's Kloſterthor. Zwei Uhr. Ehe der Zeiger einmal noch das Ziffernblatt umkreiſt hat, läutet die Morgenglocke, das Thor thut ſich auf und die weiche Hand der Pfortnerin ſpendet den Mühsäligen erquickenden Scherf. Heller wird's über den Wanderern, vom Saum dehnt ſich das Grau über das ganze Gewölz hin, aber kein Glockenton trifft das ſehnsüchtig lauſchende Ohr. Will der Klöppel denn heute gar nicht erwachen? Reiß der Strang, der den Trägen in Schwingung treibt? Oder hat die nie ermüdende Pfortnerin zum erſten Mal das Matutinum verſchlafen? Faſt ſcheint ſolches Geraun den Alten Freudel. Schweſter Beatrix, ſprechen ſie, verſchläft die Pflicht nicht, Ihr Narrenvölkler; Schweſter Beatrix liebt uns und höchſte Freude iſt ihr, unſer Gebreſten zu lindern. Sah Euer blüdes Auge ſie nicht in holder Geſchäftigkeit? Unter den Frommen die Frömmſte? Das irdiſche Abbild der Gebenedeiten? Die vergißt uns nicht. Von Mund zu Munde geht's: Die vergißt uns nicht! Aus jedem Blick glänzt andächtiger Glaube. Und die Kindlein flüſtern den Greiſen zu, wie wunderſeltſam Schweſter Beatrix der Heiligen Jungfrau gleicht.

Schweſter Beatrix hat die Blöcknerpflicht nicht verſchlafen. Ihr ſchmales Zellenbettchen blieb heute unberührt. Stunden lang, wohl die ganze Nacht ſchon liegt ſie auf den Stufen vor dem Steinbilde der Jungfrau, windet ſich in Pein und reibt die knospende Fraulichkeit mit Bäuherbrunſt an dem harten Boden. Kein Tropfen näßt das übernächtige Auge; der heiße Wirbelwind, der vom Herzen her durchs Blut ſegt, hat den Quickborn der Thränen ausgeödr't und wie verſengte Pflänzchen wenden die Vider ſich vom quälenden Licht, das ſie immer wieder doch zu ſich ruft. Hier iſt nicht Sonne noch Mond; nur vor Mariens Niſche brennt ein Lämplein. Hundertmal hat die Pfortnerin es gefüllt und angezündet, hundertmal ſich des milden Leuchtens gefreut; heute möchte ſie es löſchen und im Dunkel der Herrin

Wünsche zuflüstern, die in der Geburtsstunde schon Todjünde waren. Doch der Arm, der nach dem Marienlicht griffe, mühte vom Leibe wekken. Schwester Beatrix will stark sein, ohne Wank redlich vor der Einen; und so stöhnt sie ihr Leid in den Lampenschein empor. Vier Jahre ist sie nun im Kloster. Als ein Kind kam sie und blieb an Erfahrung ein Kind; denn nichts hat sie erlebt. Die Schwestern waren gütig, wenn sie ihr Amt mit Eifer betreute, und streng, wenn sie lässig schien. Nichts erlebt, außer läuternder Klosterpödn nichts erlitten bis zu dem Tage... Er ist so schön, sein Lächeln so ernst und so feierlich seine Rede, als spräche er zu Gott; und spricht doch nur zu der einsältigsten Magd. Ein Prinz. Da Beide noch klein waren, kam er in ihres Vaters Garten und sie spielten mit einander. Dann war immer Sonntag. Kinder vergißen schnell. In der Stunde banger Betrübniß aber, oft auch, wenn ihr Gebet den Himmel suchte, ging ein Erinnern an den feinen Knaben durch den unruhvollen Mädchen Sinn. Und plötzlich stand er im stillen Heiligthum, groß, prächtig, weise, und sah aus sanften Kinder Augen auf die Gespielin. Seine Hände zitterten. Warum wohl? Als flackerten alle Pulse in einer Sehnsucht. Wonach? Die Dämmerung löst ihm die Zunge. Beatrix soll ihm folgen, das Kloster verlassen, seine Prinzeßin werden. Der fromme Einsiedler, dem der Herr Wunderkraft gab, segnet den Bund und aus seiner Hütte schreitet das Paar in die sonnige Welt. Das wäre schön. Und die Leute sagen ja, in geweihter Ehe sei die Liebe erlaubt. Der aber auch, die dem Gelübde entlief? Und ist die Welt wirklich sonnig? Nicht voll Wirrniss und böser Lust, der ein Widerschein vom Höllensfeuer das Himmelslicht vorkläuscht? Lehre mich, Gnadenreiche! Heute will er mich holen. Ich bin einsam und mein armes Herz, das von keiner Mutter gehegt ward, weiß nicht den Weg. Deinem Winke gehorcht es blind. Schon pocht er ans Thor. Verbiete mir, zu gehen, und Deine Magd bleibt im Dienst. Starr steht die Jungfrau; kein Zeichen verräth, was sie sinnt. Zärtlich aber haucht von draussen der Mund des Liebsten: „Ich bins, Beatrix; öffne das Thor!“ Sie thut's. Das Land ruht im Mondglanz. Ein Greis hält zwei reich geschirrte Rosse am Zügel. Auf schwachen Armen trägt ein Kind Prunkgewänder und glitzernden Schmuck. Und auf der Schwelle kniet der Prinz und küßt, wie der andächtigste Pilger den Rock des Gekreuzigten, das Kleid der Nonne, die vor dem Blick der Reinsten nachts das Heiligste einem Räuber entriegelt hat. Mein: Dieser ist kein Räuber. Die Lippe, die in frommer Ehrfurcht eben sich auf den Saum der Kutte presste, küßt nun zwar fast gierig den Mund; und ihr Athem ist Flamme. Die Hand, die sonst in scheuer Sehnsucht zitterte, erdreistet sich nun, das junge Haupt seines

Mädchens aus den Schleiern zu schälen. Und als das blonde Haar, das so lange im Dunkel gefesselt lag, aus dem Kerker häuſt und die Stirn streichelt, wird der Werber noch ungestümer: den Mantel reißt er ihr vom erbebenden Leib, die düstere Tracht der dem Heiland Verlobten, und hüllt die zarten Glieder ins Fürstengewand. „Thus nicht!“ Ihr Ruf verhallt ins Weite. Vom Hals bis zu den Füßen knisterts von schwerer Seide, Gold gürtet die Brust und Perlenchnüre schimmern am Nieder. Sie soll lachen lernen; lachen und küssen und Königin sein. Noch aber trägt sie schlotternd all den Pomp und nur der Thränenstrom kehrt ihr zurück. Wieder liegt sie vor dem Marienbild und rüttelt das Gitter und fleht um Hilfe. Ein Zeichen gieb, allerbarmende Mutter; das winzigste soll mir genügen. Der leiseste Schatten auf Deiner Stirn, ein Aufzucken, ein Sinken der Leuchte: und ich bleibe noch jetzt. Kein Zeichen aber, kein Schatten. Ist irdische Liebe verflucht und niemals, in keiner Pein je zu büßen? Unbewegt wacht die Jungfrau und das Lämpchen zuckt nicht um Fingers Breite. Blau blau dämmert der Morgen und der Geliebte mahnt zum Ausbruch. Ein Räuber? Er giebt, statt zu nehmen. Der Versuchter selbst in lockender Gestalt? Ein Wink der Lieben Frau stieß ihn in den Rachen der Hölle. Seine Rede klingt sanft und kost die Entschleierte wie warmer Lenzwind die Knospe, die sich des ersten Lebenstages schämt. Nur ihr Glück will er; eine befreite Königin krönen, nicht eine Skavin rauben. Und mit frommem Schauer neigt er, in höchster Entzückung, sich vor dem Mädchen, das der Heiligen gleicht. „In ihrem Lächeln ist der Abglanz Deiner Thränen. Fleht sie zu Dir und ist Dein des Verzeihens Hochamt? Zwei Schwestern schaue ich; meinem Blick sind Eure Hände in der Glorie segnender Liebe vereint.“ So spricht nicht der Böse. Zum ersten Male erwidert Beatriz den Kuß Bellidors. Am Gitter hängt, vor dem stummen Bild, ihr Klosterkleid, Geißel, Rosenkranz, Schlüsselbund. Aus der Vermummung stieg Jugend ans Licht. Draußen leuchtet es, in der Menschenwelt. Hinaus! Ein starker Arm hebt sie aufs Pferd, der Greis hält den Bügel, ein seliges Paar sprengt ins Morgenroth. Das Klosterthor steht weit offen und im hohen Gewölb ist die Mutter Gottes allein.

Nicht lange. Auf ihr Geheiß schließt sich das Thor, thun sich die Fenster dem frischen Duft des Tages auf, ruft die Glocke zur ersten Hora; so hastig, als hätte Todesangst sich an den Strang geklammert. Die Stunde des Wunders schlug und die Jungfrau bereitet sich, die gläubig Irrenden zu empfangen. Das Steinbild erwacht zum Leben. Von ihrer hohen Nische schreitet Maria herab. Kleidet sich ins schlechteste Gewand der Pfortnerin, nimmt den

Schleier, den Rosenkranz, Geißel und Schlüsselbund. Dapocht auch schon ein schüchternes Fäustchen aus Thor. Die Jungfrau schiebt den Riegel weg und durch die Oeffnung lugt gar furchtjam ein Kinderkopff. In Lumpen ein Englein; und schöner fast als die selige Schaar, die keine Thränen hat. Die armen Leute, die um die zweite Stunde schon den Bettelgang antraten, sahen nach langem Harren Schwester Beatriz auf dem Roß des Prinzen ins Stadtgebiet jagen; sie schauten das Aergerniß und schickten, da der Hunger von längerem Baudern abrieth, die Kleine als Vorhut ins entheiligte Haus. Mählich schleichen sie nun herbei, reißen die Augen auf und können nicht fassen. Schwester Beatriz, die sie mit dem Buhlen dabonsprengen sahen, steht leibhaftig vor ihnen! Schwester Beatriz, die Jeder kennt. Nur das Kind fühlt, daß nicht Alltägliches hier geschah. Das Kleid der Pförtnerin leuchtet, in ihrem Auge ist Sternenglanz und die Handfläche strahlt. Die Anderen ahnen nichts. Nie wurden sie so reich beschenkt. Die kostbarsten Stoffe, funkelndes Geschmeide: für Fürsten, nicht für Bettler eine Bescherung. In Wonne heult Mancher auf, ein Schluchzen geht durch die Reihe der Siechen und Viele sinken ins Knie, als zwingt die selbst in Träumen nicht erhoffte Herrlichkeit sie zur Anbetung. Die Nähe der Gottheit empfinden sie nicht und ihr ekstatischer Jubel gilt dem unermesslichen Besitz, nicht dem Wunder. Wenige Minuten ist's her, seit sie draußen Beatriz sahen, seit die Schwester mit vertrauter Stimme ihnen den Scheidegruß zurief. Vor ihren Augen entfloh sie dem Kloster. Nun aber ist sie wieder da und ihre Spende ist tausendfach reicher als jemals an einem anderen Morgen. Soll der Arme sich mit der Frage, wie solcher Segen möglich ward, die Freude an einem Fest trüben, das ihm nie vielleicht wiederkehrt? Er nimmt, er dankt und geht, seinen Schatz vor Neidern zu bergen.

Jetzt aber nahen die Klosterfrauen, die im Glauben an Wunder erwachsen, deren ganzes Sinnen ins Reich der Mirakel langt. Vier Jahre hat Beatriz unter ihnen gelebt, keine Minute sich von den Schwestern entfernt; und länger noch, viel länger stand die Madonna vor ihrem Auge. Nun ist sie fort, die Nische leer, die Pförtnerin, unter der Rutte, mit dem Hoheitszeichen der Himmelskönigin geschmückt. Darf wahre Frömmigkeit auch nur eine Sekunde zweifeln? Die Jungfrau vermag, die Allvermögende, sich selbst wohl vor Raub und Schändung zu schützen. Uebel wäre es dem Mönchlein ergangen, das gestern die Lästerung gewagt hätte, Maria sei auf Menschenschutz angewiesen, könne in ihrer ruhigen Majestät von klügelndem Menschenwitz Heil und Unbill erwarten. Die Geißel hätte der Kegerin die rechte Lehre eingebrannt. Jetzt, in der Stunde ernster Fährniß, scheint jedes Erinnern an

die reine Lehre aus diesen Hirnen gestohlen. Ein Angstschrei: Uns wurde die Mutter geraubt! Ein Wuthgebrüll: Schwester Beatriz hat die Tempelschändung begünstigt und Marien das Kleid, den Schmuck, die Krone gestohlen! Kein noch so leises Bedenken kriecht hervor. Diese Frauen sind gut und fromm, wissen die Spreu vom Weizen zu sondern und richten von erhabenem Sitz die sündige Kreatur. Vor ihnen steht, ohne eine Regung, lautlos, die herrlichste Frau, deren Glorie sich dem tastenden Sinn eines Bettelkinds offenbarte: und die stolze Schwesternschaft schilt sie Diebin, Fehlerin, Teufelsbuhle. Sie haben an jedem Morgen, Mittag und Abend die Allmacht der Jungfrau gesungen: und sind nun gewiß, daß es nur der Arglist eines Mädchens bedurfte, um der Heiligsten den härtesten Schimpf anzuthun. Dieß die angebetete Wunderthäterin sich berauben, von Erdengekrüppel überwältigen, dann litt sie, wie am Kreuz der göttliche Sohn, weil sie für ihr tiefes Planen just dieses Leid brauchte, und der Räuber war, wenn ers auch nicht ahnte, nur das Werkzeug ihres Willens. Fromme Frauen sind freilich zwiefach entschuldigt, wenn ihr Denken aller Gesetze spottet. Priester-schlaueheit kommt ihnen zu Hilfe. Der Kaplan hebt die Stimme und wie Donner hallt sein Ruf über die weggekrümmten Wärmer hin: Der Fürst der Finsterniß siegte hier, der Vater hochmüthigen Vermessens! Siegte, Pfaff, über die Reinsten der Reinen? Ist Deine Sanctissima Virgo so schwach, daß Satanas, sobald es ihm beliebt, über sie Herr werden kann? Mann und Weib finden einander in dem selben Wahn. Schwester Beatriz hatte das Bild zu hüten. Das Bild ist fort und das Wesen, das da in Mariens Gewanden prangt, kann nur Schwester Beatriz sein, die über Nacht zur Diebin, zur ruchlosesten Verbrecherin wurde. Mit welchem Lächeln sieht es, hört es die Jungfrau. Die guten Seelen, die blinden Herzen! Die Schwester war ihnen fremd und kein Erschauern lehrt sie die Nähe der Gottheit fühlen. Für diese stumpfen Sinne ist des Wunders noch nicht genug. Der Priester muß, so will es Maria, zum Rächteramt rufen. Vor die Altäre mit der Frevelerin! Herunter die gestohlene Pracht, das Gold und Edelgestein und peitscht ihr mit grausamem Arm, mit unbarmherzigen Händen das Fleisch, bis es in blutigen Fegen hängt. Menschenschwachheit darf sich nicht anmaßen, nach himmlischem Muster mit Liebe zu heilen. Gesegnet die Hand, die dem Sünderleib Wunden'schlug! Mit diesem Christensprüchlein entläßt er die Nonnen. Sie schürzen sich flink, schwingen die Geißeln, schleppen ihr Opfer in die Kapelle und stacheln einander zu härtestem Streich. Jetzt ist die Zeit erfüllt. Aus der Höhe klingt ein Engelschor ins Gewölb. Die steinernen Heiligen steigen von den Pfeilern und knien vor der Sünderin. Strahlen schießen aus allen

Winkeln, wie von einer neuen, gewaltigeren Sonne leuchtet durch den Raum und aus allen Fugen des Gehäuses quillt ein Blumenregen, wie kein Menschenauge einen sah. „Ein Wunder!“ „Das größte der Wunder!“ . . . Fällt nun endlich die Binde, sinken die vom Irthum gewebten Schleier? Nein. Was zu greifen, zu hören, zu riechen ist, läßt sich nicht leugnen. Der Himmel will nicht, daß Beatrix gestraft wird. Neben dem Kaplan kniet die Aebtissin. „Wir haben gesündigt. Unerforschlich sind die Wege des Herrn. Schwester Beatrix ist eine Heilige!“ Als waltete über ihnen ein launischer Göze der Wilden, der, wenn ihn die Lust figelt, sakrilegische Schandthat mit der Glorie belohnt. Schwester Beatrix hat dem Räuber die Pforte geöffnet, der Jungfrau Kleid und Zierrath gestohlen. Das bleibt gewiß. Doch der unerforschliche Rathschluß des Weltenrichters reicht der Diebin den Strahlenkranz.



Gott geb' ihm ein verdorben Jahr,
 Der mich macht' zu einer Nonnen
 Und mir den schwarzen Mantel gab,
 Den weißen Rock darunter.
 Soll ich ein Mönchen werden
 Dann wider meinen Willen,
 So will ich auch einem Knaben jung
 Seinen Kummer stillen.
 Und stillt er mir den meinen nicht,
 So sollt' es mich verdrießen.

„In selbiger Zeit“, so lesen wir in der Limburger Chronik, „sang und piff man dieses Lied.“ Um die Zeit, da Herr Wenzel von Luxemburg über Brabant herrschte. Beatrix mag den Lästervers mitgesungen haben. Die entkaufene Nonne hatte den Kummer manches jungen Knaben gestillt. Der schöne Prinz hielt sie unter drei Monden im Arm; dann fing er sich ein neues Liebchen. Und die Verlassene wühlte sich mit einer Wonne in den Schmutz, als müsse sie geschwind alle Scham verlernen und dürfe auf ihrer Haut kein sauberes Blondhärchen dulden. Für Jedem ist sie, bietet sich Jedem an und sinkt mit verbrauchtem Leib in die lichtscheue Junst der Winkeldirnen hinab. Die Kinder, die der Kunde einer Nacht in ihrem Schoß zeugte, sterben ihr; das letzte, das seinen Hunger der Mutter ins Ohr freischt, tötet sie selbst. Die Mutter mordet ihr Kind. Und die Sonne scheint, die Sterne lehren ruhig von ihrer Wanderung heim, die Gerechtheit schläft und die Aller schlechtesten nur wohnen in stolzem

Glück.“ Die Allerschlechtesten? Beatriz, die sich den Reinen nicht gesellen darf, lebt im Elend; fünfundzwanzig Jahre lang. Dann kriecht sie, todwund, mit greisendem Haar, den Weg zurück, den sie auf hohem Roß einst durchjagte. Damals war Sommer. Jetzt wir beln Flocken im Sturm. Wie ein kranker Hund scharret sie an der Klosterpforte; die thut sich ohne Hilfe von Menschenhand auf und siehe: Alles ist, wies in der Scheidestunde war. Die Madonna in hoher Nische. Da hängen Schleier und Mantel, Schlüsselbund, Geißel und Rosenkranz. Die Kraft reicht noch, ins alte Gewand zu schlüpfen; dann sinkt Beatriz zusammen und erwacht nur, um zu sterben. Liebe bettet sie und fromme Ehrfurcht beugt sich über ihr Lager. Die Aebtissin, all die weissen Frauen glauben kein Wort von der hastig, mit fliegendem Puls gebeichteten Schmach. In stinkenden Lumpen liegt die Schwester vor ihnen, an den schwieligen Füßen den Straßenkoth: sie sehen und hören, — und glauben nicht. Diese war nie in der Welt der Sünder. Tag vor Tag thut sie im Kloster den Dienst, wirkte sie, seit ihr die Jungfrau das heilige Kleid und den Schmuck der Himmelskönigin lieh, vor verzückt staunenden Augen immer erneute Wunder. Keine gleicht ihr, die der Herr selbst heilig sprach. Und wenn sie jetzt sich der Todsünde zeigt, so röchelt aus ihrem Munde der Versucher, der den letzten Sturm auf die reinste Seele wagt. „Fürchtbar lastet die göttliche Liebe auf Menschenseelen“, spricht die Aebtissin und ladet die Schwestern zum Gebet. Beatriz begreift nicht, was um sie geschieht. Nicht einen Tag war sie fort, nicht eine einzige Stunde vermisst, wurde nie durch den Schlamm des Lebens geschleift? Sie möchte sich sträuben und schwärzt noch, als wärs ihr höchster Stolz, die eigene Schmach. „Ihr hoct hier im Warmen, betet und fastet und wähnt, zu büßen. Doch wir nur, ich und all meine ruhlosen Schwestern da draussen, gehen den schweren Büßerweg bis ans Ende.“ Umsonst. Nirgends weckt sie Glauben. Sie ist heilig, an Seele und Leib ohne dunkles Mal. „Früher verzieh man hier nicht. Wenn Gott allwissend wäre, würde er niemals strafen. Im Elend stammelte ichs. Wie aber lerntet Ihrs, die im Glück wohnen durftet?“ Eine Heilige stirbt; und wird im Gedächtniß der Frommen ewiglich leben.

Noch immer lächelt die Jungfrau; lächelt wie der indische Gott, der „siehet mit Freuden durch tiefes Verderben ein menschliches Herz“. Auch sie stieg herab, Lust und Qual mitzufühlen. Um einer armen Seele das Plätzchen zu wärmen, verding sie sich als Magd und diente fünfundzwanzig Jahre lang; um einer Seele willen, die im Trieb brünstiger Weibheit den Muth zum Erleben gefunden hatte. Maria war Pfortnerin, zehn Jahre, zwanzig und fünf; und kein Auge erkannte sie. Was vermag gegen die Legende die Gottheit selbst?

Die Madonna ging und ließ der Schwester Beatriz mit dem Kleide das Amt und lehrte dem Kloster erst wieder, als der erschöpften Heißbringerin die letzte Wintertagssonne schien. So stehts in der Ordensgeschichte, wird noch Urteufeln so eingeprägt. Die Mutter des Herrn hatte die Macht, das Elend der Kreatur zu krönen, den Dirnenleib, das verlorene Kind in die Glorie zu heben. Die aber, denen es Zeichen und Warnung sein sollte, fassen es nicht, ahnen nicht das Entsetzliche: daß ihre Ehrbarkeit sich hier vor einer verbuhlten Mörderin beugt. Kein Wunder befreit von dem Wahn. Statt der alten webt geschäftig die Menschheit sich neue Schleier. Nie mehr wagt die jungfräuliche Gebärerin, das Werk zu vollenden, das dem Sohn nicht gelang; lockert Keinem je mehr die Binde. Dicht am Klosterthor steht sie wieder, all in ihrer Pracht demüthigen Blickes, wacht einsam in hoher Nische und fleht mit erhobenen Händen himmlischen Segen ins Reich der Menschenschwachheit herab.



„Schwester Beatriz“ ist ein Mysterienspiel, das uns Maurice Maeterlinck gab. Die uralte Legende, in der nun aber Etwas vom Geist Renans lächelt und schluchzt; des Mannes, der nie ganz glauben konnte, nie ganz zweifeln lernte. Mit feinsten Kunst, mit einem inbrünstigen Artistentakt, den ich nicht oft auf deutschen Brettergerüsten fand, wird es im Neuen Theater aufgeführt. Frau Sorma, die der jungen Nonne einen bleicheren Mädchen-ton geben sollte, ist die holdeste Jungfrau, in Gang und Geberde, im Harfenklang unirdisch schwingender Rede ein Schmerzenskind aus Genieland und also gottähnlich. Geht hin und genießt! Auf all Euren Bühnen findet Ihr Schöneres nicht. Nehmt Andacht mit ins Haus und lernt erkennen, wie ein Mensch unserer Tage, ohne der Vernunft abzuschwören, Mirakel schaut.

M. S.

